Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).
29 Kaufingerstraße 29.



„Pax tibi“.

Schulstaub und Sonnenschein.

Erzählungen

aus den

[illegible] deutscher Vergangenheit

von

Franz Dittmar.

Leipzig.

Verlag und Druck von [illegible]

[illegible]



Schulstaub und Sonnenschein.

Erzählungen

aus dem

Schülerleben deutscher Vergangenheit

von

Franz Dittmar.

Zeichnungen von M. Ebersberger.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1890.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Vorwort.

Schulstaub! Er ist uns allen auf der Seele gelegen; er hat uns im Lebensmai manches frischgrüne Blatt, manche glänzende Blüte bedeckt. Er ist der Staub der Straße, die den jungen Wanderer hinaufführt zu den Höhen unseres Geisteslebens.

Ringsum aber flutet der goldene **Sonnenschein** des Lebens. Ihm wenden die Erzählungen sich zu, und, die engen Räume der Schule hinter sich lassend, streben sie hinaus mitten in den Wirbel der Ereignisse — alter und neuer Zeit. Von den Tagen Winfrieds, wo die Bildung schüchtern aus den Klosterpforten unter das Volk getreten, bis zu den Befreiungskriegen, wo der Ruf zum Kampf sogar die Thüren der Schule gesprengt, aus diesem Zeitraum läßt das Buch wechselnde Bilder deutschen Lebens in deutscher Vergangenheit auftauchen; in ihrem Mittelpunkt stehen jugendliche Gestalten, die durch ihren Charakter und ihre Schicksale auf das Gemüt und den Willen des Lesers wirken sollen.

Mögen sie Mitgefühl in reichem Maße erringen! Möge damit das Buch recht viele Freunde finden und Einkehr halten in manchem deutschen Haus!

Nürnberg, Mai 1890.

Franz Dittmar.

Inhalt.

Tonbilder:

Schulstaub und Sonnenschein.



Audulf, der Roßhirte.

I.

Eben wollte sich ein Füllen in munteren Sprüngen von der Herde entfernen, da ergriff der Hirte einen speerartigen Stab und warf denselben so geschickt, daß er unmittelbar vor dem Tiere niederfiel und dieses zur Umkehr bewegte. Mit Befriedigung gewahrte Audulf den Erfolg seines Wurfes. Aber bald verschwand das Lächeln von seinem Gesichte wieder und machte einem finsteren Mißmute Platz, der dem jugendlichen Gesichte einen düsteren Ausdruck verlieh. Stöhnend warf sich der Jüngling auf die Erde, und leidenschaftliche Rufe entströmten seinen Lippen.

„Hier muß ich liegen und Knechtsdienste leisten! Daheim in meines Vaters Hause könnte ich das Roß tummeln

und mich in den Waffen üben, ich, der Sohn eines mächtigen Grafen!"

Thränen ohnmächtigen Zornes flossen dabei von seinen Wangen herab. Die kleine Herde graste indes auf der engbegrenzten Wiesenfläche ruhig weiter.

Auf drei Seiten war der Weideplatz von dichtem Gehölze eingeschlossen. Es war ein Teil des großen Waldes, der damals, vor ungefähr 1150 Jahren, noch den Nordfuß der bayerischen Alpen bedeckte. Auf die grasreichen Wiesen, welche im Forste lagen, trieb man die Herden von Rossen, Rindern und Schafen.

Audulf mochte lange am Boden gelegen haben. Da schlugen plötzlich fremde Laute „Pax tibi!" an sein Ohr. Überrascht sprang der Hirte empor. Was er erblickte, war noch seltsamer als das, was er hörte. Ein Mann in einem Gewande, das einem Frauenrocke ähnlich sah, stand vor ihm. Um seine Lenden hatte der Fremde einen Strick gegürtet. In der Hand trug er einen langen Stab. Erstaunt, ohne ein Wort zu sagen, starrte Audulf die Erscheinung an.

„Er ist ein Heide", sagte der Mönch zu sich selbst; dann wendete er sich wieder zu dem Jünglinge und fragte: „Bist du ein Knecht vom Hofe des Herrn Hugibert von Waldbayern?"

„Du nennst mich Knecht, und ich muß es ertragen. Aber von Geburt bin ich frei und eines vornehmen Mannes Sohn. Jetzt diene ich als Leibeigner auf dem Hofe Hugiberts."

„So laß uns zusammen dorthin gehen; dabei erzähle mir deine Schicksale, die hart genug sein mögen!"

„Die Sonne ist fast gesunken; die Rosse begehren des Stalles. Komm und folge mir!"

Audulf trieb die Herde dem Dorfe zu, wobei der Mönch neben ihm herschritt. Mit Teilnahme betrachtete der Fremde jeden Fels, der am Wege stand, jeden Baum, der seine Äste über den Wanderer ausstreckte. Wie einem alten Bekannten warf er einer mächtigen Eiche freundliche Worte zu. „Alles noch wie ehemals, die Natur wie die Menschen!" rief er aus. Plötzlich wurden die Rosse unruhig und drängten sich zusammen.

„Gewiß sucht Isegrim ein Füllen zu erhaschen", rief Audulf und blickte spähend umher. Wirklich lauerte am Waldesrande ein riesiger Wolf. Wie sich in alten Zeiten die Helden vor der Schlacht höhnten, so rief Audulf dem Raubtiere Spottreden zu; dann faßte er einen großen Stein und warf diesen mit Wucht nach dem Wolfe. Krachend barst der Schädel des Tieres, welches, die Beine ausstreckend, hinkollerte.

„Du wolltest mir ein Füllen rauben; jetzt raube ich dir das Fell, du schlimmer Geselle! Dein Pelz wird ein schönes Kleid geben, würdig eines Grafensohnes!" Damit nahm der Hirte das tote Tier auf den Rücken und ging so leichtfüßig wie vorher dahin.

„Auch du, kühner Jüngling, wirst dich noch beugen unter der Last des Kreuzes Christi!" flüsterte der Mönch leise.

Audulf schien keine Lust zu haben, dem Mönche viele Mitteilungen zu machen. Nur kurz beantwortete er die Frage des Fremden, ob Herr Hugibert noch allein mit seiner

alten Mutter im Herrenhause lebe, mit den Worten: „Eine Alte ist nicht da, und Herr Hugibert hat längst Frau und Kinder.“ Sie schritten dann schweigend nebeneinander hin. Der Hirte trieb durch laute Zurufe die Tiere dem Dörfchen zu, dem sie bereits nahe waren. Am Waldrande stand eine Anzahl niedriger Hütten, die der Mönch sorgfältig musterte. Fast jede war mit einem Stücke Ackerland umgeben, das von einem Zaune umschlossen wurde. Auf den Feldern wuchs Gerste oder Hafer. Dieser Besitz gehörte armen Gemeinfreien. Aber auch an größeren Höfen zogen sie vorbei, die Reicheren zu eigen waren. Wütend kläfften die Hofhunde die Vorbeigehenden an. Einzelne Höfe waren von einer Mauer umfriedet, von denen Hähne herabschauten und den beiden ein Kikeriki zum Gruße boten. In den Hofstätten wühlten Rudel von feisten Schweinen.

Der Mönch war unterdessen von den Dorfbewohnern nicht unbemerkt geblieben. Die Kinder liefen schreiend vor ihm davon, während die Frauen der seltsamen Figur neugierig nachschauten. „Bleichwang! Bleichwang!“ rief da eine Stimme; doch der Fremde zog seine Kapuze nur tiefer herab und ging weiter. Aber auch Audulf war ein Gegenstand der Beobachtung; lobende Zurufe belohnten ihn für die Erlegung des Raubtieres, das er heimtrug. Eine Frau behauptete sogar, dieser Wolf sei es gewesen, der ihr Kind geraubt, das am Waldrande spielte. Sie überhäufte das tote Tier mit heftigen Schmähungen.

Nun kamen sie zum Herrenhofe, der seitwärts an einer Anhöhe stand. Zuerst gewahrte man den viereckigen starken Turm, der ein hohes, spitz zulaufendes Dach trug. Im

Kriegsfalle verteidigten von dort aus die Wehrmänner den Hof. Weniger hoch als der Turm war der Palas, eine große Halle mit Säulen, die zu Versammlungen und Festlichkeiten diente. Daneben gewahrte man die Wohnräume für die Herrschaft, die Diener und Handwerker. In einem großen Herrenhofe fehlten ein Schmied, ein Wagner zur Vornahme notwendiger Arbeiten nicht. Auch gab es Schuppen zur Aufbewahrung der landwirtschaftlichen Geräte, sowie der Erntevorräte. Audulf trieb den bellenden Hofhund in die Hütte, jagte die Rosse in den Hof und bestimmte den Fremden einzutreten. Dann wies er den Mönch zum Herrenhause, während er selbst sich seiner Last entledigte. Der Mönch dankte Audulf für die Führung; dabei legte er diesem segnend die Hand aufs Haupt und sprach:

„Möge dir äußere und innere Freiheit beschieden sein!“

„Ihr könntet mich frei machen?“ rief Audulf freudig.

„Ja, frei von den Banden des Heidenglaubens!“

„Ihr wäret —“

„Ein christlicher Priester.“

„Ein Christ!“ rief der Jüngling erschreckt und wendete sich weg.

„Er fürchtet sich vor den Christen! Was mag ihn dazu bewegen?“ sprach der Mönch erstaunt und sah kopfschüttelnd dem Davoneilenden nach. Dann trat er in das Herrenhaus, einen ansehnlichen hölzernen Bau. Durch die Thür gelangte er sofort in einen großen hohen Raum, worin ein mächtiges Feuer loderte, dessen Rauch das Gebälke des Daches vollständig geschwärzt hatte. Oben zog der Qualm durch

ein Luftloch ins Freie. An dem Herde stand ein leibeigner Diener, mit Kochen beschäftigt. Als der den Mönch gewahrte, ließ er vor Schreck einen Kochtopf in die Glut fallen, was lautes Gezisch und einen mächtigen Dampf verursachte. Daraufhin erschien aus der Kemenate, dem Aufenthalte der Frauen, ein hochgestaltetes Weib. Wie sie hastig hereinschritt, wallten die langen aufgelösten Haare um ihre Schultern. Wieder ertönte von den Lippen des Mönches der christliche Gruß, und diesmal wurde er verstanden. Frau Gertrud vernahm schon in ihrem Vaterhause die Botschaft vom Heilande der Welt. Aber ihr Gemahl widerstrebte noch der christlichen Lehre. Der Mönch berichtete eben, er komme vom herzoglichen Hofe in Regensburg, als der Herr des Hauses eintrat. Hugiberts kräftige Faust hielt noch den Jagdspeer umfaßt; seine Linke ruhte auf dem Jagdmesser, das ihm zur Seite hing. Verwundert sah er auf den Mönch, der an dem kunstlos gefügten großen Tische saß und sich mit Frau Gertrud lebhaft unterhielt. Dieser stand jetzt auf und trat Hugibert entgegen. Zornig stieß der Hausherr den Speerschaft auf den Lehmboden der Stube und rief: „Ha, du bist's, mein entlaufener Knecht Bleichwang! Du wagst dich hierher, wagst in das Herrenhaus zu treten und deine Stimme zur Frau zu erheben? Hinaus, Leibeigner, damit dich dort die verdiente Strafe für dein Entlaufen treffe!" Mit verächtlicher Gebärde wies Hugibert auf die Thüre.

„Ihr irrt, Herr Hugibert von Waldbayern", entgegnete der Mönch mit sanfter, jedoch fester Stimme, „ich bin Euer Knecht Bleichwang nicht mehr; denn ich bin ein Diener des

Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Und im Kloster nennt man mich Christophorus."

„Erzähle das Weibern und Kindern!" Damit deutete er auf mehrere Knaben und Mädchen, die zur Thür hereingestürmt kamen und der Mutter zueilten. An deren Kleide hängend, wagten sie erst, die seltsame Figur des Mönches zu betrachten.

„Wer dieses Kleid trägt, ist frei von der Leibeigenschaft. So bestimmt es das Gesetz des Frankenkönigs, unsres obersten Herrn."

„Schweigt mir von der Geißel unsers Herzogs!"

„Und hier vernehmt das Weitere aus einer Botschaft vom herzoglichen Hofe!" Damit zog er ein Pergament hervor, las die Worte, durch welche er nachdrücklich dem Schutze aller Diener des Herzogs empfohlen war, und zeigte Hugibert das herzogliche Siegel. Dieser konnte zwar nicht lesen; aber er kannte das Zeichen der herzoglichen Herrschaft. Hugibert schob es zurück und rief: „So wärest du aus einem einfältigen Knecht ein Mann geworden, der den Zauber der Schrift lösen kann!"

„Es ist kein Zauber; wenn Ihr es erlaubt, will ich diese Kunst Euren Söhnen und Töchtern lehren. In Eurem Dorfe aber verkündige ich die Lehre von Christo."

„Die Lehre von dem Knechte, der ein Sohn Gottes gewesen sein soll, ist gut für die Niedrigen und Armen; denen könnt Ihr sie verkündigen. Und der Schriftzauber ist für die Geschorenen und Schreiber, aber nicht für die Kinder eines mächtigen Grafen."

„So wißt denn, daß ich vor wenigen Monaten noch den Kindern des Herzogs Odilo die Kunst des Lesens beibrachte. Auch lassen alle Vornehmen am herzoglichen Hofe ihre Kinder im christlichen Glauben unterrichten. So ist es das Gebot des Herzogs!"

Mit Staunen hörte dies Hugibert und sann lange über diesen Bericht nach.

„Wenn es wahr ist, was du sagst, so bricht eine Zeit an, in der nimmer das Schwert, sondern das Schreibrohr die Welt regieren wird!" rief endlich Hugibert bewegt.

„So ist es," fiel Frau Gertrud ein, „und willst du dann deine Söhne von der Herrschaft ausgeschlossen sehen?"

„Nein, sie sollen die neue Kunst lernen; aber ich will sie auch lehren, das Roß zu tummeln und den Speer zu werfen, damit sie keine Schreiberlein, sondern tapfere Krieger werden."

„Hört ihr's, ihr kleinen Wölfe, du, Wolfram und du, Wolfgang!" rief nun Frau Gertrud. „Kommt hervor, Bertha und Hilda, und reicht dem frommen Manne die Hand!" Die Knaben wagten vor den Mönch hinzutreten; aber die Mädchen hielten sich noch immer ängstlich am Kleide der Mutter fest.

Es war unterdes dunkel geworden; ein Knecht hatte die Fackel entzündet und in einen Ring an der Wand gesteckt, so daß sie den Raum mit flackerndem Lichte erfüllte. Ein andrer setzte Brotkuchen auf den Tisch; dann nahm der Koch auf einen Wink der Herrin das riesige Stück Schweinefleisch vom Bratspieße und trug es auf. Die großen hölzernen Becher wurden mit Met gefüllt. Frau Gertrud lud den Mönch zum Mahle ein; aber dieser entgegnete:

„Meine Speise sind die Früchte des Waldes; mein Trank ist das Wasser der Quelle und meine Lagerstätte der harte Stein.“ Damit nahm er seinen Stab und trat mit dem Segenswunsche: „Pax vobiscum!“ in die finstere Nacht hinaus.

II.

In Gedanken versunken stand Christophorus vor seiner Hütte; die Ereignisse der letzten Woche zogen im Geiste an ihm vorüber. Er war von Winfried*), dem gewaltigen Streiter gegen das Heidentum, ausgesandt worden, um die Bekehrung dieses Landstriches zu beginnen; er kannte ja die Gegend und ihre Bewohner genau. Schon vor einem Jahrzehnt hatte ein Mönch versucht, in Waldbayern das Evangelium zu predigen. Aber Hugibert ließ demselben durch seinen Leibeignen Bleichwang sagen, wenn der Mönch nicht augenblicklich Hugiberts Gebiet verlasse, so werde der Fremde fortgepeitscht. Das that Bleichwang in der Seele weh; denn der Same des göttlichen Wortes hatte im Herzen des bleichen, weichherzigen Jünglings bereits Wurzel geschlagen. Als er weinend die Botschaft zu dem Mönche brachte, rief ihm dieser die Worte des Heilands zu: „Komm und folge mir nach!“ Der Mönch verließ dann die Gegend; denn er war beauftragt, das Evangelium nur da zu predigen, wo es willig angenommen würde. Bleichwang war dem Mönche gefolgt, gefolgt bis in das Kloster zu Regensburg. Von dort wurde er nach Jahren wieder ausgesandt,

*) Später Bonifacius genannt.

um die Bewohner Waldbayerns dem Christentume zu gewinnen. Seine Erfolge in der Heidenbekehrung waren ungleich günstiger als die seines Vorgängers. Er wirkte ja unter dem Schutze seines Herzogs und unter dem der Frau Gertrud. Da war es Hugibert unmöglich, der Ausübung der christlichen Lehre gewaltsam entgegenzutreten. Dieser selbst blieb zwar den Predigten des Mönches fern; aber Gertrud wußte es soweit zu bringen, daß ihre Kinder im christlichen Glauben unterrichtet wurden.

Dies alles überdachte Christophorus. Plötzlich drangen Kinderstimmen an sein Ohr; er hob das Haupt und blickte durch das Gezweige der Bäume. Die Äste teilten sich, und Audulf trat hervor. Eine Kinderschar, an deren Spitze die Sprößlinge Hugiberts marschierten, folgte dem Roßhirten auf dem Fuße.

„Sei gegrüßt im Namen des Herrn!" tönte es aus der Kinder Munde.

„Seid gegrüßt!" antwortete Christophorus.

Nun drängten sich die Kinder zu ihm; jedes bekam ein freundliches Wort. Manchem strich er auch über das bräunliche Haar oder über die roten Wangen. Audulf hatte die Kinder seines Herrn täglich zur Schule zu führen. Wenn er mit denselben durchs Dorf zog, dann kamen die Kleinen aus den Hütten gerannt und schlossen sich dem Zuge an. Die Hütte des Mönches war in der Nähe des Dorfes; aber die Kinder mußten durch den Wald, und da war die Begleitung eines kräftigen Jünglings wie Audulfs wohl am Platze. Raubtiere, wie Wildkatzen, Luchse, Wölfe, ja sogar Bären

hausten in den nahen Wäldern; auch Wildschweine und noch Auerochsen tummelten sich in dem Dickichte.

Nach der Begrüßung zwischen den Schülern und dem Lehrer folgte das Gebet. Die Kinder konnten bereits das Vaterunser in deutscher Sprache. Christophorus, der Lehrer, kniete vor dem großen Kreuze, das sich vor der Hütte erhob; die Kleinen bildeten einen Kreis um den Lehrer, bekreuzten sich, falteten die Händchen und sprachen mit dem Mönche die heiligen Worte. Ein Sonnenstrahl brach eben durch das Gezweige der Buchen und vergoldete das Kreuz und die Gruppe der Beter. Nun kam aus der Hütte eine Elster geflogen, die sich der Mönch gezähmt hatte, setzte sich aufs Kreuz und schrie dazwischen: „Kyrie! Kyrie!" Audulf heftete während dieser Vorgänge seine Blicke teilnahmslos auf die Erde. Das Vaterunser war das erste, was der Lehrer den Kindern gelehrt hatte; viele Mühe hatte es gekostet, bis sie die Worte auswendig konnten. Noch schwerer begriffen sie den Sinn derselben. Unter „Name" verstanden sie bloß: Wolfgang oder Gangolf oder Hilde; „Reich" kannten sie nur als Inbegriff für viele Rinder und Rosse. Was der Mönch sie lehrte, war meistenteils ganz neu und vieles schier unbegreiflich. Nach dem Gebete setzten sich die Kinder, die einen auf ein Stück Holz, die andern auf einen Stein oder auf die bloße Erde. Der Lehrer lehnte am Kreuze. Heute wollte er die Kinder ein Stück vom „Glauben" lehren: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde." Er erzählte ihnen von Gott, der oben im Himmel wohne. Fast alle Kinder blickten

darauf zum Himmel. Ein kleiner Krauskopf schrie dabei: „Zeige mir doch Gott; ich sehe ihn nicht!“ Da erklärte ihnen der Mönch: „Gott ist ein Geist; er ist unsichtbar.“ Das war freilich den Kindern ganz unverständlich; sie schauten den Mönch fragend an. Auch dieser wußte sich im Augenblicke nicht zu helfen. Da stellte sich von selbst ein Helfer ein. Durch die domartigen Kronen der Buchen fuhr ein Windstoß, der sich auch den darunter Befindlichen bemerkbar machte. „Spürtest du nicht den Hauch des Windes? Der Wind kommt hergefahren und braust und bricht auch oft Äste, ja Bäume, und niemand kann ihn sehen. Auch Gott kannst du nur in seinen Werken erkennen; aber ihn selbst kann kein Auge erblicken.“ Jetzt leuchtete dem Frager ein, daß etwas sein könne, auch wenn man es nicht sehe. Besser ging es mit der Erklärung, daß Gott der Vater sei. Aber Hugiberts ältester Knabe meinte, daß der Gott bloß für die Herren gehöre, die andern brauchten keinen Gott. Die Belehrung, daß Gott der Vater aller Menschen sei, auch der Unfreien und sogar der leibeignen Knechte, dies behagte dem jungen Grafen gar nicht; aber die Kinder der Gemeinfreien und Knechte nahmen diese Erklärung mit Genugthuung auf, so daß ihre Augen leuchteten. Nun sollten die Kinder die Worte lernen: „Ich glaube an Gott den Vater.“ Wohl ein Dutzendmal hatte der Lehrer ihnen die Worte vorgesagt; aber keiner hob den Finger zum Zeichen, daß er dieselben nachsagen könne. Nun ließ er erst die Wörtchen: „Ich glaube“ lernen, dann „an Gott den Vater“; auf diese Weise ging es besser. Schon hatten einige

die Schwierigkeiten siegreich überwunden, als ein Reh mit seinen großen braunen Augen neugierig durch die Zweige guckte. Das gab ein Schauen, bis Audulf das Tier verscheuchte. Aber mit der Aufmerksamkeit war es vorbei. Als nun gar ein Eichhörnchen auf den überhängenden Zweigen seine Sprünge machte, da hielt es der Lehrer selbst für gut, den Unterricht zu beendigen. Nochmals wurde gemeinsam das Vaterunser gesprochen; dann drängten sich alle zum Mönche, daß er über die Kleinen noch mit Händeauflegen den Segen spreche.

Christophorus begleitete die Kinder gewöhnlich nachhause. Vor ihnen flog die Elster her und rief: „Kyrie! Kyrie!" Nicht selten kamen die Heidenkinder herbei und wollten die jungen Christen mit Fäusten und Stöcken bearbeiten. Wie schwer wurde es dann den Schülern zuzusehen, wie Audulf die Angreifer zurückwies. Viel lieber wären sie hingesprungen und hätten den Heidenkindern die Bosheit doppelt zurückbezahlt. Aber Christophorus erzählte da vom Heilande, der viel mehr und Schwereres ohne Murren ertragen habe. Von den Kindern schlüpfte eines nach dem andern in die elterliche Hütte; der Mönch aber besuchte die Kranken und Alten im Dorfe. Er verstand etwas von der Heilkunde, wodurch er sich die Herzen vieler gewonnen hatte. Anfangs waren es meist Kranke und Arme, die nach einigen Besuchen Neigung zeigten das Evangelium anzunehmen. Als aber auch die Kinder Hugiberts in der Hütte des Mönches Belehrung empfingen, da ließen sich nach und nach viele andere bewegen, ihre Sprößlinge mitgehen zu lassen. Und so gelangte die Botschaft von Christo in viele Häuser und

Herzen. Aber Audulfs Herz war noch nicht erweicht; dem Mönche war es auch nicht gelungen, des Jünglings Abneigung gegen die Christen zu ergründen.

Eines Tages war Christophorus mit dem Einsammeln von Wintervorräten beschäftigt. Trockenes Holz hatte er bereits in genügender Menge aufgestapelt; aber jetzt suchte er Eicheln, Holzäpfel, Buchecker, Haselnüsse, seine gewöhnliche Speise. In einer höhlenartigen Vertiefung in der Hütte wurden die Früchte des Waldes aufbewahrt. Der Mönch durchstreifte das Gebüsch und sammelte Haselnüsse, die eben reif wurden. Plötzlich drangen Hilferufe und Lärmen an sein Ohr; er ging den Stimmen nach, die immer rauher und wilder ertönten. Der Wald lichtete sich; ein Weideplatz wurde sichtbar, und da wehrte sich Audulf gegen die Angriffe zweier Räuber. Die zerlumpten Gesellen hatten Holzkeulen in der Hand und drangen auf Audulf ein, der sich mit seinem speerartigen Stab mannhaft verteidigte. Jetzt fiel einer den Roßhirten von rückwärts an und brachte denselben zu Fall. Da sprang der Mönch hinzu und rief: „Weichet, ihr bösen Geister!" Überrascht starrten die Angreifer die Erscheinung an; unterdes hatte sich Audulf erhoben und bearbeitete mit seinem Stock die Räuber, so daß dieselben es jetzt geraten fanden, sich eiligst in den Wald zu flüchten. Der Gerettete dankte Christophorus mit inbrünstigen Worten für die unerwartete Hilfe. Dabei rannen ihm Blutstropfen aus einer Stirnwunde und färbten das Gras rot. Der Mönch hob den Jüngling auf und führte ihn zur Quelle. Dort wusch er die Wunde aus, zerquetschte einige Blätter des Spitzwegerichs

und träufelte den Saft auf die verletzte Stelle. Rasch entschlossen riß er einen Streifen Zeug von seiner Kutte ab und verband die mit Heilkraut bedeckte Wunde. Die Rosse hatten weitergegrast; es waren wertvolle Streithengste, die an der Leine angebunden, geweidet wurden.

„Ich sehe es, Ihr seid anders als die fränkischen Christen", rief jetzt Audulf. „O, was haben mir diese Böses zugefügt!" setzte er schmerzlich hinzu. Nun dämmerte dem Mönche eine Ahnung auf, warum Audulf einst vor ihm erschrak.

„Erzähle mir, was dich betroffen!" entgegnete der Mönch teilnahmsvoll.

„So wißt: ich bin der Sohn des mächtigen thüringischen Grafen Meinhard. Christen, Krieger des Frankenkönigs, haben mich geraubt und als Leibeignen verkauft. So kam ich in dieses Elend. Wenn mein Vater wüßte, daß ich hier bin, er würde mich wohl lösen mit Rossen oder goldenen Ringen. Ihr seid aber ein andrer Christ, als die, welche in finsterer Nacht unsern Hof überfielen und mich mit hinwegschleppten. Jene thaten nur Böses; Ihr thut nur Gutes! Darum liebe ich Euch jetzt und vertraue Euch."

„Der Herr hat dich in die Knechtschaft geschickt; er wird dich darin frei machen! Glaubst du, daß der Herr des Himmels Macht hat, alle Bande zu lösen?"

„Wenn Ihr es sagt, muß ich es wohl glauben. Ja, ich hoffe, er wird auch mich aus diesem Elende führen."

Audulf trieb nun die Rosse der Heimat zu; er bat den Mönch, er möge im Herrenhause übernachten, da er im

Walde nicht sicher vor den Räubern sei. „Der Herr wird mich behüten auf allen meinen Wegen“, flüsterte Christophorus und ging seiner Hütte zu.

III.

Die Tage waren bereits kühl und regnerisch. Der Unterricht fand daher im Palais des Herrenhofes statt. Nach vielem Drängen hatte Frau Gertrud ihrem Gemahle die Erlaubnis hierzu abgerungen. Das Kreuz über dem Giebel bezeugte, daß hier dem Herrn gedient werde. In der Halle versammelten sich auch täglich die erwachsenen Christen zum Gebete. Sie war Betsaal und Schulzimmer zugleich.

Christophorus' Werk gedieh sichtbar; er konnte darüber nach Regensburg mit Recht sehr günstige Berichte senden, die im Kloster, wie am herzoglichen Hofe gleiche Freude erregten. Besonders rühmte er den Eifer der Frau Gertrud für die Heidenbekehrung und den Fleiß ihrer Kinder in der Schule. Herr Hugibert war der christlichen Lehre viel freundlicher gesinnt als früher; seine Kleinen berichteten ihm daheim, was ihr Lehrer ihnen vom Heilande erzählte.

An einem freundlichen Herbsttage ging Christophorus in der Schule lebhaft auf und ab. Vor ihm standen die Kinder; auch Audulf durfte auf das Mönches Bitten am Unterrichte teilnehmen. Die Kinder hatten das Vaterunser und den Glauben aufgesagt; dann hatten sie gesungen, aber ihr Geschrei klang noch wie das Gekrächze junger Raben. Jetzt sollten sie in der Kunst des Schreibens unterrichtet werden. Eines Tages hatte der Mönch auf dem Herde im

Herrenhause Tinte gekocht. Ängstlich blickten dabei die Leibeignen auf den schwarzen Zaubersaft. Aber Christophorus erklärte den Hausbewohnern, wie natürlich es bei der Bereitung der Tinte zugehe, so daß sich niemand mehr davor scheute. Auch Schreibgeräte besorgte er. Wachstäfelein und eiserne Griffel, womit man im Kloster schrieb, hätte er für alle Kinder nicht beschaffen können; er half anders. Der weiße Bast der Birke wurde auf Holztafeln gezogen, worauf die Kinder dann schrieben. Der Sumpf lieferte Rohr zu Schreibfedern. So waren die Kleinen wohl ausgestattet mit Lernmitteln. Nun saßen sie auf Holzstücken und übten sich im Malen der Buchstaben. Das rechte Bein war dabei übergeschlagen und darauf lag die Schreibtafel. Der Mönch schrieb den Kindern das lateinische A vor. Manche schrieben den Buchstaben bald nach; andern führte er die Hand, bis sie geschickter waren. Erschrocken schrie jetzt ein Knäblein auf; ach, als es im Tintentopf die Feder eintauchte, war es damit zu tief hinabgefahren — die ganze Hand war gefärbt. Mit der linken wollte es die rechte reinigen, da wurden beide Hände schwarz. Dabei rollten ihm die Thränen von den Wangen; beim Abwischen derselben wurde das Übel nur noch ärger. Alle Kinder lachten, so daß der kleine Mohr zuletzt selbst mit einstimmte. Da befahl der Lehrer, Audulf solle das Büblein am Brunnen reinigen. Allein ganz waren die Flecken nicht zu tilgen.

Die Schreibstunde war zu Ende. Die Täfelchen und das Schreibrohr wurden eingesammelt und in der Schule aufbewahrt. Der Lehrer erzählte den Schülern vom Heilande.

Unbeweglich saßen die Kleinen auf ihrem Platze und lauschten, wie Christophorus begann: „Einst kam der Herr des Himmels mit seinen Dienstmannen in ein Dorf, wo viele Unfreie und Leibeigne wohnten. Da sprach er zu den Freien und Knechten vom Himmel und vom himmlischen Vater. Wie er ausgeredet hatte, brachten die Mütter ihre Kindlein zu Jesus. Aber seine Dienstmannen wollten die Frauen nicht zu ihrem Herzog lassen. Jesus aber sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" So erzählte er den Alten und Jungen die Heilsgeschichte in einer den Laien verständlichen Art. Jesus machte er zu einem Herzog und die Jünger zu dessen Dienstmannen; alle biblischen Lebensverhältnisse wurden in die deutsche Art übertragen. Dadurch gewann der Heiland in den Augen der Männer bedeutend an Ansehen, und Hugibert selbst hatte zu einem solchen Sohne Gottes mehr Vertrauen.

Die Kleinen mußten den Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" lernen. Einzeln und im Chore sprachen sie die Worte nach. Da pochte plötzlich ein Stab viermal in kurzen Absätzen an die Thüre. Freudig fuhr Christophorus auf und rief: „Im Namen des Herrn sei gegrüßt!" Da flog die Thüre auf, ein Greis trat herein und sprach: „Sei gegrüßt, Bruder Christophorus, im Namen des Herrn!" Erstaunt blickten die Knäblein auf den weißbärtigen Mann im dunklen Gewande. Er umarmte und küßte ihren Lehrer. „Dein Werk war gesegnet. Mit Freuden haben wir dies vernommen; dein Lohn wird auch im Himmel groß sein!"

„Ehrwürdiger Vater Winfried, was ich that, geschah durch die Hand des Herrn!"

„Nun laß mich erfahren, was deine Pfleglinge aus dem christlichen Glauben wissen!"

Christophorus ließ die Kleinen das Vaterunser und den Glauben aufsagen. Dann fragte er sie über die Geburt Jesu und die Weisen aus dem Morgenlande. Alles ging vortrefflich, so daß Winfried voll Lobes über Schüler und Lehrer war. Die Kinder wurden dann entlassen.

„Als ein guter Sämann hast du dich auf steinigem Boden bewährt. Nun kann ein minder tüchtiger die Saat zur Reife bringen. Bruder Anselmus wird deine Stelle vertreten."

„Ungern verlasse ich diese Stätte; aber wie Ihr befehlt, ehrwürdiger Vater, geschehe!"

„Du wirst mit mir nach Thüringen ziehen, wo du mein Gehilfe in der Predigt vom Reiche Gottes sein wirst. Jetzt aber laß uns zu Hugibert gehen, an den ich Botschaft vom Herzog Odilo habe."

Sie schritten ins Freie. Draußen wartete Bruder Anselmus mit den Pferden, auf denen sie die Reise gemacht hatten. Ein Diener vom herzoglichen Hofe hatte sie hierher begleitet und auf einem Rosse eine Glocke für den Betsaal mitgebracht. Audulf führte die Pferde in den Stall. Die drei Priester gingen ins Herrenhaus; Winfried trug dabei einen Ledersack am Arme.

Hugibert und seine ganze Familie waren in dem Wohnraum. Der christliche Gruß Winfrieds wurde von allen,

Hugibert ausgenommen, erwidert; aber auch der Hausherr verbeugte sich ehrerbietig vor Winfried.

„Ehrwürdiger Vater, seht hier den Grafen Hugibert samt Frau Gertrud und den Kleinen", sagte Christophorus.

„Graf Hugibert, vieles hat mir Christophorus von Euch und Eurer Hausfrau berichtet. Wohlgefällig hat Herzog Odilo vernommen, wie in Eurem Dorfe der Christenglaube täglich an Anhängern gewinnt. Darum hat er beschlossen, daß bei Eurem Orte eine Kirche und ein Kloster gebaut werde. Unser Bruder Anselmus hier ist ein geschickter Baumeister, der unter Eurer Mithilfe im nächsten Frühlinge mit den Vorarbeiten zum Baue beginnt. Hier seht die heiligen Gefäße, die der Herzog zur Kirche gespendet hat. Ihr sollt der Schirmherr des Klosters werden und diese heiligen Geräte vorläufig in Verwahrung nehmen."

Damit öffnete Winfried den Ledersack und brachte einen goldenen, schön verzierten Kelch hervor, hierauf eine Monstranz, zwei Leuchter und endlich ein Meßgewand. Staunend betrachtete Hugibert den reichen Schatz; dann rief er aus: „Euer Gott muß reich und mächtig sein, wenn er überall solchen Schmuck besitzt. Fürwahr, es dünkt mich keine Schande mehr, wenn ein Graf in sein Gefolge tritt!"

„Ja, der Christengott ist reich und mächtig. Er kann auch starren Sinn beugen; denn seiner Gewalt kann keiner widerstehen", entgegnete Winfried. „Nun wollen wir gehen", wendete er sich zu Christophorus, „daß wir in deiner Hütte für diese Nacht ein Obdach finden."

Damit verließen sie den Saal. Wie die drei durch das Dorf schritten, betrachteten die Bewohner desselben die Priester und ihren Bischof mit frommer Scheu. Aber fast von allen Lippen ertönte sodann der christliche Gruß, der von Winfried mit der Segensspendung erwidert wurde. „Ich sehe, hier herrscht eine gute christliche Zucht, Bruder Christophorus", meinte Winfried. „Du, Bruder Anselmus, wirst leicht das gesegnete Werk vollenden!" Sie waren indes zu der Hütte gelangt. Wohlgefällig betrachteten die Angekommenen das Kreuz im Walde, das mit einem Kranz von Herbstblumen geschmückt war; auf demselben saß die Elster und rief ihr „Kyrie!" Christophorus öffnete die Hütte, an deren Giebel ebenfalls ein Kreuz angebracht war. Der erste Blick fiel auf den kleinen Hausaltar in der hinteren Ecke der Hütte. Das Kruzifix auf demselben hatte sich Christophorus selbst aus Holz geschnitzt; in einer Schale von Rinde staken frische Blumen, und das Kreuz selbst war mit Grün geschmückt. „Seid willkommen in der gastlichen Hütte Eures armen Bruders!" rief er den andern beim Eintritte zu.

„Viel Segen ist aus diesem Raume über die Gegend geflossen; darum soll dies die Stätte sein, auf der sich das Kloster mit der Kirche erheben soll. Hier, Bruder Anselmus, wirst du ausroden und bauen. Und wenn dein Werk vollendet, dann will ich selbst kommen und die heiligen Gebäude weihen. Deines Bleibens in dieser Hütte, Bruder Christophorus, wird nicht mehr lange sein; denn morgen schon geht unsre Reise nach dem Norden. Ich bin ein Greis von nahezu 60 Jahren; ich muß wirken, solange es Tag ist."

Mit stiller Wehmut hörte Christophorus diese Worte; aber er folgte ja gern dem Bischofe, wohin ihn dieser berief.

Es war kühl geworden. Christophorus legte auf die glimmende Asche der Feuerstelle trockenes Holz, das bald in Brand geriet und eine behagliche Wärme verbreitete. Dann hob er die Steinplatte auf, welche die Höhlung in der andern Ecke der Hütte bedeckte, und brachte getrocknete Beeren zum Abendessen hervor. Von einem Balken nahm er dazu einen Brotkuchen herab. Winfried segnete das einfache Mahl. Bald legten sich die drei schlafen. Draußen heulte der Wolf, und der Sturm fuhr wild um die Bäume, Äste auf das Dach herabwerfend; aber die Bewohner der Hütte schliefen ohne Furcht unter dem Schutze des Herrn.

IV.

Am andern Tage war am ersten Anselmus wach. Er weckte Christophorus und flüsterte ihm einiges zu. Im Halbdunkel schritten die beiden dem Dorfe zu. Auch im Hofe Hugiberts war schon Leben. Der Hofhund bellte; die Hähne schrieen; die Leibeignen hatten in den Ställen zu schaffen. Die beiden weckten den Wehrmann, der gestern von Regensburg mitgekommen war. Verschlafen rieb er sich die Augen, holte dann aber rasch das, was die Mönche von ihm verlangten — die Glocke. Der kunstfertige Anselmus hängte sie am Schul- und Betsaal auf und knüpfte ein Seil daran. Audulf suchte in Wiese und Wald Blumen und Zweige, womit der Altar im Betsaale geschmückt wurde. Aus dem Herrenhofe brachte Christophorus die kirchlichen Geräte und

stellte sie auf den Altar. Hierauf entzündete er die Lichter. Nun setzte Anselmus die Glocke in Bewegung, deren Klänge feierlich über die Gegend dahinschwebten. Christophorus ging in seine Behausung zurück. Im Dorfe war alles aus den Hütten getreten; verwundert lauschten die Bewohner den nie gehörten Klängen. Fragend stürmten sie auf den Mönch zu. „Die Stimme unsres Gottes ruft euch zum Gebete. Eilt in die Halle; denn ein heiliger Mann ist gekommen, der zu euch im Namen des Herrn reden will!" gab ihnen Christophorus Bescheid. Christen und Nichtchristen, groß und klein, jung und alt, liefen zum Betsaale. Da kam auch Winfried aus dem Walde herausgeschritten.

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater", bat Christophorus, „wenn wir vor Euch die Hütte verließen. Euer Alter bedurfte noch der Ruhe; wir aber bereiteten den Gottesdienst vor. Wenn es Euch gefällt, so kommt in den Betsaal, wo die ganze Gemeinde wartet!"

Winfried entgegnete: „Ein liebliches Erwachen war mir beschieden. Die Klänge der Glocke waren Boten vom Herrn, die mir verkündeten, die Aussaat des göttlichen Wortes sei hier gereift. Nun laß uns eilen zur Ernte!"

Im Herrenhause waren Eltern und Kinder im Wohnraume versammelt, als die beiden eintraten. Christophorus legte dem Bischofe das Meßgewand an; dann traten sie, begleitet von Hugibert und den Seinen in den Betsaal, der bereits dicht gedrängt voll Menschen war. Beim Anblicke Winfrieds fielen unwillkürlich alle auf die Kniee. Es war auch ein wundervolles Bild. Der festlich geschmückte Altar,

die brennenden Lichter, die heiligen Gefäße, die ehrwürdige Gestalt Winfrieds im schimmernden Gewande — alles wirkte wie ein Zauber auf die Sinne der einfachen Landbewohner ein. Nun begann der Bischof seine Predigt. Dank war sein erstes, Dank gegen Gott, daß er die Arbeit des frommen Bruders Christophorus so reich gesegnet habe, Dank für diesen, der im Dienste des Herrn so eifrig gewirkt habe, Dank allen, die denselben dabei unterstützt hatten. Dann verkündigte Winfried die Botschaft vom herzoglichen Hofe; damit dieser Ort ein Quell des Segens für die ganze Gegend werde, habe Herzog Odilo beschlossen, hier ein Kloster der Benediktiner zu errichten. Darauf verlas er die Stiftungsurkunde, in der angegeben war, welches Land und welche zinsbaren Höfe dem Kloster Benediktbayern*) gehören sollten. Endlich wendete er sich zu den lautlos Horchenden und ermahnte sie gleichfalls zum Danke gegen Gott; denn auch ihnen sei Heil widerfahren, Gott habe sie der Gnade gewürdigt, sie zu berufen in sein himmlisches Reich. Wer die Taufe noch nicht empfangen habe, der möge heute die Einladung des Herrn annehmen. Da trat Hugibert vor und zugleich Audulf, dann noch die Leute aus dem Dorfe, Freie und Leibeigne. Alle empfingen die Taufe, so daß nun das ganze Dorf dem christlichen Glauben zugethan war. Als Winfried mitteilte, daß Christophorus heute noch die Gemeinde verlassen werde, da zog ein Trauern durch den festlichen Raum. Die Armen, denen er geholfen, die Kranken, die er getröstet, die Zweifelnden, die er auf

*) Das heutige Benediktbeuern.

den rechten Weg gewiesen, alle beklagten Christophorus' Scheiden. Einigen Trost gewährte das Versprechen Winfrieds, daß beide zur Einweihung des Klosters wiederkommen würden und daß auch Anselmus ihnen ein treuer Führer zum Herrn sein werde.

Nach einem Gebete entließ Winfried die Gemeinde. Die feierlichen Klänge der Glocke durchzogen wieder wie ein Gruß des Christengottes die Luft. Das Volk blieb noch vor dem Betsaale und dem Herrenhofe stehen; denn rasch hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Pferde schon bereit ständen, welche Winfried und Christophorus hinwegführen sollten. Ein beweglicher Abschied fand noch im Herrenhause statt. Hugibert und Gertrud baten Christophorus, er möge sich ein Kleinod als Andenken von ihnen mitnehmen. Aber dieser bat sich statt dessen — die Freilassung Audulfs aus. Gern wurde diese gewährt. Die Rosse standen bereits geschirrt, als die beiden aus dem Hause traten. Da nahte Audulf; er brachte kein Wort hervor, sondern drückte Christophorus nur die Hand. Es dünkte dem Jüngling unmöglich, daß ihn der, dem er der die Rettung seines Lebens und seinen Glauben verdankte, nun verlassen könnte. Selbst Christophorus ward es weich ums Herz; er flüsterte Winfried etwas zu. Dieser winkte. Dann rief er dem Jüngling zu: „Willst du uns begleiten? Begleiten als freier Jüngling in das Thüringerland?" Der so Angeredete war wie vom Donner gerührt. Er sollte frei sein, sollte in die Heimat und zu den Eltern zurückkehren dürfen. Christophorus fügte noch bei: „Ich habe mein Wort gehalten; dir ist innere und

äußere Freiheit geworden. Nun besteige ein Roß und folge uns; denn unser Weg geht in die Wälder deiner Heimat!" Und so zogen sie zusammen zum Dorfe hinaus, gefolgt von vielen Trauernden und Betrübten. Wo sich die Bahn nach der Hütte Christophorus' abzweigte, standen die Schüler des Mönches. Sie hatten den Weg, den die Reisenden nehmen mußten, eine Strecke weit mit Blumen bestreut. Als sich dieselben nahten, riefen sie: „Lebe wohl, lebe wohl!" und streckten dem Mönche die Händchen entgegen. Dieser stieg nochmals vom Pferde und küßte thränenden Auges die Kleinen. Endlich riß er sich los und ritt den Begleitern nach. Da rauschte etwas durch die Luft. Die Elster kam geflogen und rief ihm noch vielmals „Kyrie! Kyrie!" nach.



Des Klosterschülers Rache.

Die Wellen rauschten über die Kiesel am flachen Ufer der Fraueninsel und benetzten mitunter den Fuß der Jungfrau, welche sehnsüchtig in die Ferne blickte. Jetzt stieß von Herrenwörth, der größten der drei Inseln des Chiemsees, ein Kahn ab und nahm seine Fahrt der Fraueninsel zu. Keinen Blick verwendete die Jungfrau vom Schifflein. Nun hielt sie die Hand über die Augen; denn der Weidenbaum, unter dem sie stand, warf seinen Schatten nach der ihr abgewendeten Seite, so daß er ihr keinen Schutz vor den blendenden Sonnenstrahlen gewährte. Sie hatte es vermieden, sich auf die Bank zu setzen, welche beim Baume angebracht war. Auf dem Rasenplatze zwischen der Klostermauer und dem See herrschte unterdes ein fröhliches Treiben. Die

Mädchen der Klosterschule benutzten die Freistunde zu Spiel und Scherz. Schwester Maria Regina wandelte gemessenen Schrittes unter dem jungen Volke auf und ab. „Er ist es wieder nicht!" rief jetzt die bleichwangige Jungfrau unter dem Weidenbaume ungeduldig aus.

„O Sophie, er kommt gewiß morgen!" Mit diesen Worten hüpfte ein mehrere Jahre jüngeres Mädchen zu der also Angesprochenen und faßte zutraulich ihre Hand.

„So heißt dein Trost schon seit acht Tagen, Doris! Es ist recht unlieb von meinem Bruder, daß er mich so lange warten läßt. Er schrieb mir doch, er wolle einige Tage nach Ankunft seines Briefes mich heim in die väterliche Burg bringen." Dabei zog Sophie ein Stückchen Pergament aus der Tasche und blickte ernsthaft hinein.

„Nur an deinen Bruder denkst du; deine Freundin Doris gilt dir wenig mehr!"

„Doris!" rief Sophie vorwurfsvoll. Dann aber zog sie die Freundin statt weiterer Worte an sich und verschloß ihr mit Küssen den Mund.

„Verzeihe mir, Sophie; ich war recht eigennützig. Ich weiß ja, daß du schon viele Jahre, länger als zu deiner Ausbildung not gewesen wäre, im Kloster weilst. Gelehrt bist du — mehr als wir alle. Keine malt die Buchstaben zierlicher als du, und im Lateinischen kannst du mehr Wörter als die Lehrerin. Wenn du die Saiten rührst und dazu singst, so lauscht jedes voll Freude."

„Du wirst mich noch stolz machen, Doris! Wären die andern vor ihrer Hieherkunft von der Mutter und dem

Burgpfaffen so fleißig unterrichtet worden, so könnten sie sicher mehr als ich."

Der Kahn war immer näher gekommen; jetzt konnten die Mädchen den Insassen erkennen. Es war ein Zögling der inneren Schule des Benediktinerklosters auf Herrenwörth. Er schlug die Kapuze zurück, so daß sein Gesicht ganz frei wurde. „Gottschalk!" rief Sophie aus. Der Kahn stieß ans Land, und der Ruderer verließ das Fahrzeug. Er wollte sogleich zum Klosterthore eilen; aber Sophie rief ihm nach: „Gottschalk, zürnst du uns — mir noch?" Der Klosterschüler wandte sich und entgegnete: „Wie sollte ich dir zürnen; du, Sophie von Falkenstein, warst immer gut und freundlich gegen den armen Gottschalk!"

Die Schwester Maria Regina blickte strafend zu Sophie hin; diese senkte ihre Augen, faßte Doris am Arme und wandelte mit ihr am Ufer auf und ab. Dabei erzählte sie ihrer Freundin, was ihre seltsamen Worte, die sie an den Klosterschüler gerichtet, zu bedeuten hatten.

„Du weißt, mein Bruder Franz, ich und Gottschalk wurden gemeinsam auf unsrer Burg unterrichtet."

„Davon weiß ich nichts; aber sage mir doch vorerst, wer dieser Gottschalk ist."

„Laß mich nur erzählen, Doris; dann erfährst du alles, was dir zu wissen wünschenswert ist. Gottschalk ist der Sohn eines unsrer Leibeignen. Siehst du, kleine Neugierde, da kommt er wieder vom Klosterhofe. Er hat ein Büchlein aus der Bibliothek des Klosters geholt."

Raschen Schrittes trat Gottschalk zum Kahn, schob

denselben ins Wasser und sprang hinein. Mit kräftigen Schlägen lenkte der gewandte Ruderer das Boot nach Herrenwörth zu. Die beiden Mädchen standen wieder am Weidenbaume und blickten dem Kahne nach. Dann begann Sophie: „Als Franz sieben Jahr alt wurde, begann der Unterricht vom Burgpfaffen. Mein Bruder war kein Freund vom Schreiben und Lesen. Das Vaterunser und den Glauben, sowie einige Psalmen lernte er nur mit vieler Mühe. Das Rechnen wollte er gar nicht begreifen. Da erkannte der Burgpfaffe den kleinen Gottschalk als gelehrigen Schüler. An dem sollte sich Franz im Lernen ein Beispiel nehmen; darum ward der Sohn eines Leibeignen mit uns in der Burg unterrichtet. Aber trotzdem bekam Franz noch Schläge genug; denn die Rute und der Bakel waren immer in der Hand des Lehrers. Die sieben freien Künste*) waren sieben Plagen für Franz, sieben Freuden für Gottschalk. Wenn Franz vom Burgpfaffen geprügelt wurde, so schlug er nach dem Unterrichte Gottschalk dafür. So wurden sie dem auch zu sieben Plagen. Mein Bruder war aber im Pfeilschießen, Fechten und Reiten sehr geschickt. Im Inn, an dem ja unsre Burg Falkenstein liegt, schwamm Franz wie ein Fisch; im Walde war er zur Jagd kühn. Aber was noch den Ritter ziert: Schachspiel und Versemachen waren ihm ein Greuel."

„So kam Franz nicht, wie es auf den Burgen Sitte

---

*) Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie Astronomie.

ist, zu einem Grafen oder an den herzoglichen Hof als Junkherrelin?"

„Mein Vater wollte ihn vom siebenten Jahre schon zu einem Ritter aus unsrer Freundschaft geben, damit sich Franz dort feine Sitte und edle Zucht aneigne. Mutter aber behauptete ihre Meinung, der Knabe solle erst die sieben freien Künste lernen. Vom zwölften Jahre an kam er dann auf die Brannenburg; in zwei Jahren lernte er dort Botendienste verrichten, bei Tische aufwarten, der Herrin den Steigbügel halten und was sonst die Junkherrelin thun. Leichter als dem Herrn und der Herrin zu dienen, wurde ihm der Gehorsam gegen den Bubenzuchtmeister, der den Buben im Kriegshandwerke unterrichtete. Ich kam unterdes zu den frommen Schwestern auf Frauenwörth."

„Wo wir uns kennen lernten."

„Und Gottschalk wurde in die innere Schule auf Herrenwörth gebracht, um dort ein Priester zu werden."

„Weißt du noch, Sophie, wie du nach Brannenburg reistest, als dein Bruder zum Knappen geweiht wurde?"

„O, wie herrlich war das! Franz im weißen Kleide, eine brennende Kerze in der Hand, wurde von Vater und Mutter zum Altare geführt, wo er vom Priester den eingesegneten Degen und das Wehrgehänge erhielt. Dabei gab ihm der Geistliche einen Backenstreich."

„Wie, einen wirklichen Backenstreich?"

„Kleine Thörin, man hört aus deinen Reden, daß du keinen Bruder besitzest! Der Backenstreich soll den letzten bezeichnen, der den Knaben treffen mag, welcher nun ein

Junkherr oder Knappe ist. Als solcher kam Franz an den herzoglichen Hof nach Regensburg und blieb dort, bis er vor wenigen Wochen als einundzwanzigjähriger den Ritterschlag erhielt."

„Wie er voriges Jahr dich auf unsrer Insel besuchte, kam er doch von Regensburg."

„Ja, er brachte eine Botschaft des Herzogs an den Abt des Klosters auf Herrenwörth. Drüben traf er auch Gottschalk, an dem er leider von neuem eine Gewaltthat verübte. Franz konnte es dem Sohne des Leibeignen nie verzeihen, daß dieser vom Burgpfaffen gelobt, er aber gezüchtigt wurde. Für den Faustschlag ins Gesicht aber schwur ihm Gottschalk Rache."

„Was ist ein Leibeigner sonst wert, als Schläge?"

„So heißt es wohl immer; aber meine Mutter lehrte mich, mildthätig gegen alle zu sein, die Menschenantlitz tragen. Es ist ja wahr, die Ritter behandeln die Leibeignen wie die Hunde, häufig noch schlechter. Gottschalk freilich ist gelehrt, mutig und stark. Mir bangt davor, daß er und Franz sich hier einmal allein treffen sollten."

Da erscholl eben das Glöcklein, das die Schülerinnen ins Kloster rief. In kurzer Zeit war der grüne Wiesenplan leer, und nur zertretenes Gras und gebrochene Blumen verrieten, daß eine Schar munterer Mädchen sich da umhergetummelt.

Gottschalks Kahn schwamm unterdes auf dem See. Anfangs hatte der Klosterschüler in wütender Eile das Fahrzeug vorwärts getrieben; seine Erregung kam darin zum

Ausdrucke. Die Anrede Sophiens hatte in ihm die Erinnerung an die Mißhandlung durch Franz von Falkenstein geweckt. Gottschalk war zum Priester bestimmt und als solcher der Leibeigenschaft entzogen; der Knappe hatte umsoweniger recht, sich an dem Klosterschüler zu vergreifen. Der Mißhandelte wollte daher damals sogleich dem Übermütigen Gleiches mit Gleichem vergelten; aber die Mönche rissen ihn vom Boten des Herzogs weg, banden ihn an eine Säule und geißelten ihn noch für die beabsichtigte Bestrafung des herzoglichen Dieners.

Strenge war die Klosterzucht; das geringste Vergehen wurde mit Schlägen geahndet. Nicht nur die Zöglinge der inneren Schulen, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, auch die der äußeren, Adelige und Prinzen, wurden hart gezüchtigt. Doch blieben die Schüler unbändig und roh, so daß es zwischen ihnen nicht selten zu Mord und Totschlag kam. Hatte doch zu der Zeit*) ein Schüler im Kloster St. Gallen, um den Schlägen zu entgehen, das Kloster in Brand gesteckt. Freudige Unterbrechung in das harte Leben brachten nur die Ergötzungstage, an denen Spiele gestattet waren, Schulfeste abgehalten und geistliche Komödien aufgeführt wurden. Die dramatischen Aufführungen liebte man sehr, wenn sie auch roh und unbeholfen waren. Gott der Vater wurde oft als Zerrbild auf die Bühne gebracht; der Teufel war sein Hofnarr und machte mitunter sehr unziemliche Späße. Auch Komödien römischer Dichter wurden hie und

*) Im Jahre 937.

da in den Klosterschulen aufgeführt; dies galt als ein vorzügliches Bildungsmittel. Das Lateinische wurde ja nicht bloß gelehrt, sondern auch im Umgange von den Lehrern und Schülern gebraucht. Wenn die Zöglinge der inneren Schulen, die künftigen Geistlichen lesen, schreiben und etwas rechnen gelernt hatten, Latein sprechen und lateinische Verse machen konnten, hauptsächlich aber in der Religionslehre und im Kirchengesange gefestigt waren, dann wurden sie meistens aus der Schule entlassen; die andern Schüler, die Rittersöhne, erwarben sich einige Religionskenntnisse, lernten Lesen, Schreiben, etwas Rechnen, Grammatik und Musik. Auch in den Nonnenklöstern wurde dies gelehrt; die Töchter der Vornehmsten trieben später noch Latein oder Französisch. Dabei erwarben sich die Klosterschülerinnen auch die Kunst des Spinnens, Webens, Schneiderns und der feineren Handarbeiten.

Die Kinder der Armen blieben meist ganz ohne Unterricht; nur die Mädchen lernten von den Müttern die Spindel und Nadel handhaben.

Es war indes Abend geworden. Die Sonne sank immer tiefer und vergoldete die Gipfel der Alpenberge, die im Süden emporragen. Um die bewaldeten Hügel, welche den See nordwärts begrenzen, lag ein feiner Duft; die grünlichen Wellen desselben nahmen eine immer dunklere Färbung an. Im Schilfe säuselten die Abendwinde. Nur noch wenige Kähne belebten die Wasserfläche. Ein Schiffer steuerte auf seinem Fahrzeuge an Gottschalk vorbei und bot ihm ehrfurchtsvollen Gruß. Keine kunstvoll gezimmerten Kähne schwam-

men auf dem Chiemsee; auf ausgehöhlten Baumstämmen fuhr der Fischer hinaus. Wie Nußschalen schwankten die „Einbäume" auf der weiten Wasserfläche, die sich mehrere Stunden in die Länge und in die Breite ausdehnt.

Als sich Gottschalk der Insel näherte, schwebten feierliche Glockenklänge von der Kirche der Benediktinerabtei über den See. Die Winde schienen zu ruhen; die Wildenten verbargen sich im Röhricht. Lautlose Stille lag über dem Gewässer. Der Klosterschüler faltete die Hände; als er beim Beten des Paternosters an die Stelle kam: „Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" fuhr eine feurige Röte über sein Gesicht. Rasch erfolgten die Ruderschläge, und bald war er auf Herrenwörth.

Gottschalk stieg zum Kloster empor, das auf einer Erhebung der Insel liegt, so daß man von dort aus eine prächtige Aussicht auf den See und die Berge genießt. Er begab sich sogleich ins Museum; so hieß ein Saal, in dem sechs Mönche als beständige Schreiber arbeiteten. Namentlich die Bibel und Werke der Kirchenväter wurden daselbst vervielfältigt; aber auch weltliche Bücher, besonders die Dichtungen des Virgilius, wurden abgeschrieben. Gottschalk trat zu dem Schreibemeister und übergab ihm das Büchlein, das er aus der Bibliothek des Klosters auf Frauenwörth geholt hatte. In der Schule der Mönche war die Grammatik des Donatus in Gebrauch. Nun sollten die Mönche auch die des Priscianus vervielfältigen. Wohl hatten sie in der Bibliothek ein Exemplar hiervon; aber der Text desselben sollte vorher mit dem, das sich auf Frauenwörth

befand, verglichen werden. Fehler in den abgeschriebenen Büchern waren nämlich nicht selten; darum standen an den Wänden des Museums Sprüche, welche den Mönchen geboten, beim Abschreiben nichts einzumischen, langsam zu arbeiten, die Entfernung zwischen den einzelnen Wörtern zu beachten und die Zeichen richtig zu setzen.

Die Nonnen auf Frauenwörth wollten das Buch nicht länger als 24 Stunden missen; darum mußte Gottschalk versprechen, das Werkchen am nächsten Tage wieder abzuliefern. Bücher waren zu jener Zeit ein kostbares Gut, das beim Verkaufe mit Silber aufgewogen wurde.

Der Klosterschüler beabsichtigte eben seine Zelle aufzusuchen; da ertönte die Glocke, welche zur Abendmahlzeit rief. Gottschalk trat daher sogleich in den Speisesaal, wo sich die Zöglinge der inneren Schule versammelten. Diese sowie die Mönche standen unter Klausur, d. h. sie durften das Kloster nicht beliebig verlassen. Außerhalb der Klostergebäude war die äußere Schule, die der Rittersöhne. Dort stand auch die Abtswohnung; dann gab es draußen noch ein Gasthaus für Reisende, Werkstätten für Handwerker, Gebäude für die Landwirtschaft. Freundliche Obst- und Blumengärten, die nicht wie anderswo von Mauern eingeengt wurden, umrahmten das Kloster auf Herrenwörth.

Im Kloster waren indes die Lichter aufgeflammt. Der Vollmond zog über die Berge herauf; wie eine silberne Bahn glänzte sein Schimmer auf der Wasserfläche. Nochmals drangen Glockenklänge und feierlicher Gesang auf den See hinaus; dann erloschen die Lichter

auf Herrenwörth, und eine heilige Ruhe lagerte über der Gegend.

Bereits in der Frühe des nächsten Morgens hielt Sophie wieder Ausblick nach einem Kahne; aber nur die Schatten von schwarzen Wolken fuhren über den See. Als die Ausschauende am Fenster des Schlafsaales stand und des Bruders, der Eltern und der heimatlichen Burg gedachte, da stahl sich eine Thräne über ihre bleiche Wange. Bald scholl die Glocke zur Frühmesse in die Klosterkirche; paarweise gingen die Mädchen im Zuge dorthin, Sophie mit Doris. Am Grabmal der heiligen Irmengard vorbei schritten sie auf ihre Plätze zu. Noch nie hatte Sophie so inbrünstig um Erlösung gebeten, um Erlösung aus dem Kloster. Sie war gern bei den frommen Frauen gewesen; aber es zog sie mächtig heimwärts zu der Mutter. Sie wollte nicht, wie es bei Töchtern von Adeligen häufig vorkam, bis zur Vermählung im Kloster bleiben.

Nach dem einfachen Frühmahle, aus Milch und Brot bestehend, begann der Unterricht im Schulsaale. Die Nonnen lehrten dabei nicht nur Mädchen, sondern auch jüngere Knaben. Erst wurden die Gebote und das Glaubensbekenntnis aufgesagt; dann schrieben die jüngeren mit einem eisernen Griffel auf Wachstäfelein, die älteren mit einer Rohrfeder und Tinte auf Stückchen Pergament. Damit war es für diesen Tag genug mit dem Lernen. Nachmittags mußten die Mädchen noch nähen. Sophie bekam den Auftrag, die Kranken auf der Insel zu besuchen und denselben eine Labung in einem Körbchen hinzutragen. Auf ihre Bitte

durfte Doris sie begleiten. Vergnügt eilten sie zum Klosterhofe hinaus. Neben dem Klostergarten war das Gasthaus für die Zugereisten. An dem gingen sie vorbei und dem Dörfchen zu. Die Häuser desselben liegen um einen grünen Plan, den ein Kranz prächtiger Linden ziert. Die beiden schritten einem Fischerhause zu, das mit mehreren andern hart am Strande liegt. Breite, hervorragende Dächer beschatten Galerien, die mit mancherlei Blumen geschmückt sind. Obstbäume strecken ihre Äste über den See, so daß mehr als ein rotbackiger Apfel in das Wasser fällt. Die Ufer sind mit grauen Marmorblöcken umsäumt, auf denen Netze zum Trocknen ausgebreitet sind. Auf dem flachen Teile des Gestades sieht man Kähne liegen.

Sophie spendete der fieberkranken Fischerfrau eine kühlende Arznei, die eine heilkundige Schwester bereitet hatte. Dann lenkten sie ihre Schritte der andern Seite der Insel zu. Dort lag in einem Hause ein Knabe krank; er bekam eingekochte Früchte als Labung. Nun schritten sie auf einem Fußpfade dem Ufer entlang, wobei sie stets nach Herrenwörth blicken konnten. Wirklich sahen sie zwei Kähne ihrem Eilande zuschwimmen.

Das Gewölke war indes immer schwärzer und dichter geworden. Der noch vor kurzem so ruhige See nahm eine düstere Färbung an; die Wellen wurden höher und zeigten einen weißen Kamm. Aufmerksam beobachteten die Mädchen vom Weidenbaume aus die Fahrzeuge. Sophie wurde ängstlich. Franz konnte ja in einem der Kähne sein. Ein Gewitter auf dem Chiemsee bringt die auf dem Wasser



Ein Blitz beleuchtete die Ruderer.

Befindlichen nicht selten in Lebensgefahr. Schwere Tropfen fielen; Doris zog Sophie mit ins Kloster, daß sie von dort aus den See überschauten. Das Unwetter wurde immer ärger. Man sah, wie die Kähne auf dem Wasser hin- und hergeworfen wurden. Einem solchen Sturme waren bloß ganz gewandte Ruderer gewachsen. Fürchterlich zuckten jetzt die Blitze, krachten die Donnerschläge, brüllten die Winde. Der Regen floß in Strömen hernieder. Bis jetzt war es den Kähnen gelungen, den Lauf nach Frauenwörth beizubehalten. Sie waren schon an der Krautinsel, dem Küchengarten des Klosters, vorbeigefahren.

Die Boote waren nicht weit voneinander entfernt; da schlug ein Blitz in der Nähe derselben ins Wasser und beleuchtete die Ruderer. Sophie gewahrte Franz und Gottschalk. Vor Schreck zog sich ihr das Herz zusammen. Die Kähne kamen der Insel näher. Wieder ein Blitz! In diesem Augenblicke schlug Franzens Kahn um; aber der Klosterschüler saß fest in seinem Fahrzeuge und hielt das Ruder mit den kräftigen Händen. Er sah, wie sein ehemaliger Peiniger sich nur noch mühsam am Kahne anhielt; in der nächsten Minute mußte Franz in die Tiefe versinken. Blitzschnell zog in Gottschalks Seele vorüber, was er von Franz alles erduldet, wie er auf Herrenwörth noch von ihm schmählich geschlagen wurde, wie er daraufhin dem Knappen grimme Rache schwur — da klang aus Sophiens Munde ein lauter Aufschrei an sein Ohr.

„Nein," rief jetzt Gottschalk, „er soll nicht verderben; hat er mir Böses gethan, so will ich ihm Gutes dafür

erzeigen!“ Er ruderte zu Franz, und wirklich gelang es ihm, den Ertrinkenden mit eigner Lebensgefahr in seinen Kahn aufzunehmen. —

Sophie lag vor Schreck bewußtlos im Kloster. Doris kniete neben ihr und suchte im Vereine mit den frommen Schwestern die Ohnmächtige ins Bewußtsein zurückzurufen. Endlich schlug sie die Augen auf. Vor ihr standen Franz und Gottschalk, die sich brüderlich umarmten. Dieser Anblick war ihr das beste Erholungsmittel. Dankbar drückte sie die Hand Gottschalks, küßte sie ihren Bruder.

In wenigen Tagen bereits ritten die drei einträchtig und glücklich der Burg Falkenstein zu. In des Klosterschülers Herz war es so licht und sonnig, wie der herrliche Sommermorgen, der auf die trüben Regentage am Chiemsee gefolgt war.



Der fahrende Schüler.

Eine Erzählung aus Nürnbergs Vergangenheit.

I.

Nürnberg! Wer von euch hätte noch nichts von dieser ehemaligen freien Reichsstadt gehört? Jeder fleißige Schüler weiß, daß viele Künstler und Gelehrte in Nürnberg gelebt haben und daß viele wichtige Erfindungen dort gemacht worden sind. Sogar den ganz Kleinen, die noch auf der Mutter Schoß sitzen, sind zwei Erzeugnisse dieser Stadt wohlbekannt: die Nürnberger Spielwaren und Lebkuchen. Und wer die Heimat des Hans Sachs auch nur einmal gesehen hat, dem wird gewiß das schöne Bild nie im Gedächtnisse verlöschen. Welch reizende Gemälde bietet ein Gang um die Stadt-

mauer! Die vielen Türme und Türmchen von altertümlichem Aussehen, mit roten Ziegeln gedeckt, vom üppigen Grün des Epheus umwebt, gewähren einen herrlichen Anblick. Vieles Sehenswürdige bietet auch eine Wanderung durch Straßen und Gassen. Da erblickt man prächtige, zum Himmel anstrebende Kirchen, Wohnhäuser im künstlerischen Schmucke vergangener Jahrhunderte, reich verzierte Brunnen, wertvolle Kunstwerke. Lassen wir unsre Augen weiter schweifen, so gewahren wir ein großartiges Denkmal früherer Zeiten: die alte Burg. Die verschieden gestalteten Türme, die mächtigen Basteien, die tiefen Gräben machen in ihrer Gesamtheit einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer. Von den vielen Plätzen im Innern der Stadt ist wohl einer der schönsten der Herrenmarkt. Man sieht von da aus eine Menge hübscher altertümlicher Gebäude.

Wie heute, so herrschte schon vor vielen Jahrhunderten dort ein reges Leben; ja, man kann behaupten, daß in der Zeit, in die ich die Leser zu versetzen gedenke, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sich ein noch viel farbenreicheres Gemälde darbot, als dies jetzt der Fall ist. Das bunte Treiben konnte man recht gemächlich vom Plobenhofe aus beobachten. Dieses ansehnliche Gebäude hat sich im Laufe der Zeiten ganz wenig verändert. Noch heute ragt der gewaltige Giebel empor, dessen Seiten stufenförmig gegliedert sind; auch die beiden Ecktürmchen sind noch zu sehen, von denen aus man einen hübschen Überblick über die benachbarten Straßen, Plätze und Häuser gewinnt. In dem einen dieser kleinen Türme saß an einem schönen Sommerabend Frau Klara Groß. Die letzten

Strahlen der scheidenden Sonne verschwanden eben aus dem luftigen Gemache; sie blickte von ihrer Arbeit auf und wendete ihr Gesicht dem Fenster zu. Ein fröhliches Lachen aus Kindermund schlug an ihr Ohr; unten spielten mehrere Knaben vergnügt miteinander. Sie warfen einen Ball, der in einem zierlichen Netze hing, in die Höhe und haschten dann nach demselben. Aber gar oft fiel der Ball anstatt in die emporgehaltenen Hände auf Mund oder Nase, was ein lautes Gelächter veranlaßte. In dem Herzen der Frau Klara weckte der Anblick der munteren Kinder wehmütige Gefühle. Noch kein Jahr war dahingegangen, daß ihr Söhnchen Georg, ein lieblicher Knabe von 13 Jahren, an derselben Stelle mit den Kameraden spielte und scherzte; nun deckte ihn der grüne Rasen. Eine schlimme Krankheit hatte ihn dahingerafft. Erinnerungen an Tage ängstlicher Sorge, bangen Hoffens, bitteren Schmerzes tauchten vor der bekümmerten Mutter auf; eine Thräne fiel von den Wimpern hernieder. Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf ihre Schulter; erschreckt wendete sie sich um.

„Gräme dich nicht weiter, Klara!“ sagte eine männlich ernste Stimme. „Der Herr hat's gegeben; der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ Es war Veit Groß, der so redete, einer der reichsten und angesehensten Bürger Nürnbergs.

„Du hast recht, lieber Mann, entgegnete dessen Gemahlin und griff in das mit Gold gestickte Täschchen, das an einem feinen Kettchen am Gürtel befestigt war. Sie verwischte mit dem blütenweißen Tuche die Spuren der

Thränen; dann reichte sie dem Gatten die Hand, indem sie sprach: „Zürne mir nicht; die fröhlichen Knaben da unten weckten die Erinnerungen an unsern seligen Georg so plötzlich!"

„Wie sollte ich zürnen? Der ich selbst oft die Thränen mit Gewalt niederzwingen muß."

„Er war ein so liebes Kind."

„Wir werden ihn wiedersehen bei den Engeln im Himmel."

„Das hält mich noch aufrecht; ich wüßte sonst nicht, was ich beginnen sollte."

„Dort kommt unser Neffe, deiner Schwester Sohn; ich glaube, er lenkt seinen Weg zu uns." Veit zeigte dabei mit dem Arm in die Richtung der Frauenkirche. Leichten Fußes schritt dorther Heinz Lober. Er mochte wohl 16 Jahre zählen. Enganliegende Beinkleider, ein Rock, der nicht ganz bis zu den Knieen reichte und den ein Gürtel zusammenhielt, das feine Hemd, dessen zierliche Falten am Halse sichtbar wurden — das alles verriet, daß der Junge aus gutem Hause stamme. Seinen Vater, den hochangesehenen Rat der Stadt, Konrad Lober, verlor er in früher Jugend, so daß die Erziehung des Knaben der herzensguten, aber schwachen Mutter überlassen war.

Vor dem Hause des Oheims pickten eben einige Tauben die Körner auf, welche ihnen eine mildthätige Hand dahin gestreut hatte. Kaum hatte Heinz die Vögel bemerkt, so griff er nach Steinen und näherte sich den Tieren, um sie in der Nähe möglichst sicher zu treffen. Husch, flogen sie davon. Heinz

wurde blutrot, knirschte mit den Zähnen, ballte die Hand und wollte in der Richtung, in welcher die Vögel weggeflogen waren, fortrennen. Da erblickte er eine Schar Knaben, die über den Herrenmarkt daherkam. Es war eine sonderbare Rotte. Voraus gingen mehrere Jünglinge von 20 bis 25 Jahren; hintennach kamen Knaben von 10 Jahren an. Sie waren fast alle schmutzig und zerlumpt. Einige trugen dickleibige Folianten; andre hatten ein Reisetäschchen umhängen, aus welchem Gänsekiele, Brot, Rüben u. a. hervorschauten; einer schleppte sogar eine tote Gans im Federkleide mit. Es waren dies „fahrende Schüler." Sie zogen von Ort zu Ort, bettelten, stahlen und wurden dadurch der Schrecken der Bauern. Jeder ältere Schüler hatte einen oder auch mehrere jüngere, welche ihm auf redliche oder unredliche Weise Lebensmittel herbeischaffen mußten. Letzteres nannten sie „schießen". Die Kleineren wurden deshalb auch Schützen genannt, und da sie häufig noch das Abc studierten: Abc-Schützen. Gelernt wurde bei diesem Leben sehr wenig, so daß oft zwölfjährige Schüler über das Studium des Alphabets noch nicht hinausgekommen waren. Daß von den Umherziehenden gar viele körperlich, geistig und sittlich zu Grunde gingen, läßt sich denken. —

Der Zug bewegte sich zur Frauenkirche, um von da zu der mit der Ägidienkirche verbundenen Schule zu gelangen. Einer der Schützen war so ermattet, daß er sich kaum weiter schleppen konnte. Er war deshalb am Ende des Zuges. Sein größerer Gefährte, der neben ihm herschritt, sprach ihm Mut ein. Diese beiden bemerkte Heinz. Er schlich sich hinter

den Kleineren und gab dem Nachzügler einen Stoß, so daß der Todmüde auf das Pflaster stürzte.

Der Schüler fiel so unglücklich mit dem Kopfe auf einen spitzen Stein, daß im Augenblicke der Boden vom Blute gerötet war. Die Mitschüler drängten sich um ihn. Sein Beschützer, Henricus Amicus, dem er als Schütz diente, eilte auf Heinz zu; der aber lief eilig in das Haus seines Oheims. Veit Groß und dessen Frau hatten das Jammern des Verunglückten und das Geschrei seiner Kameraden gehört; sie kamen beide zur Treppe herab. Da stieß Heinz auf sie. Sogleich klagte er ihnen, daß ihn ein Bacchant ohne jede Ursache verfolgt habe.*) Unter dem Schutze des Oheims wagte sich Heinz wieder auf die Straße.

„Da ist der Bube!" rief ein Vagant.

„Er ist schuld, daß Georgus Longus bewußtlos daliegt."

„Man sollte es ihm tüchtig heimzahlen!"

„Lauft zum Rektor der Schule zu St. Ägidien!"

So schwirrte es durcheinander, als Veit Groß zu der lärmenden Gruppe trat. Heinz schmiegte sich nahe an den Oheim. Da lief Amicus herbei. Er hielt in den Händen seine Mütze, welche er am nächsten Brunnen voll Wasser hatte laufen lassen, und schüttete die Flüssigkeit dem Va-

*) Die fahrenden Schüler wurden, weil sie immer umherschweiften, Vaganten genannt; manche übermütige, besonders die älteren, nannten sich Bacchanten, was soviel als Bacchusdiener bedeutet. Bacchus war bei den heidnischen Griechen und Römern der Gott des Weins. Der Name will also besagen: dem Wein und unordentlichen Leben ergeben; er wurde oft auch als Spott gebraucht.

liegenden über das Gesicht. Als dieser die Augen aufschlug, rief Amicus vor Freude: „Gelobt sei Gott, er lebt!" Der Verwundete reichte seinem Beschützer die Hand. Der drückte sie heftig, indem er flüsterte: „Wie fühlst du dich, Lieber? Kannst du gehen, mein Kleiner?" Dieser machte einen vergeblichen Versuch aufzustehen. Körperschwäche, Ermüdung, Blutverlust hatten ihn zu sehr angegriffen.

„Laßt den Knaben mir", sprach Groß, indem er näher hinzutrat, „bei uns soll er die nötige Wartung und Pflege finden."

„Willst du mit zu uns?" fragte Frau Klara. Sie hatte unterdessen ihr Taschentuch zusammengefaltet; jetzt legte sie es dem Verwundeten um den Kopf. Georg blickte in das freundliche Angesicht der Frau Groß; dann nickte er mit dem Kopfe und sank auf die Steine zurück. Groß wendete sich zu seinem Neffen und sprach zürnend: „Geh so schnell als möglich zu Dr. Lithonius und hol ihn herbei! Dir gebührt es am ehesten, Sorge für den zu tragen, der durch deine Schuld so Übles erlitten hat." Heinz warf einen giftigen Blick auf den Bewußtlosen und eilte davon. Frau Klara trug den Knaben in das Haus. Da trat Amicus zu Groß und sprach: „Verzeiht, hoher Herr, des Knaben Vetter hat mir den Schützen anvertraut, und ich muß ihn wieder nach Hause bringen."

„So hat wohl der Kleine gar keine Eltern mehr?" fragte Groß.

„Vater und Mutter starben ihm an der Pest; ein entfernter Verwandter nahm sich des Verwaisten an."

„Woher seid ihr beide?“

„Wir stammen aus Lindau. Seit zwei Jahren sind wir von unsrer Heimat fern; Georg ist meiner Obhut anvertraut; mir könnte Schlimmes widerfahren, wenn ich ohne den Knaben nach Hause käme. Auch sind wir so miteinander vertraut und haben uns so lieb gewonnen, daß ich ohne den Knaben nicht von hinnen gehen möchte.“

„Ich will dir glauben“, entgegnete der Ratsherr, „aber bevor der Knabe geheilt ist, darf er nicht aus meinem Hause.“

Amicus ließ betrübt den Kopf hängen. Der Ratsherr bemerkte dies und sagte: „Du kannst jeden Tag dich nach deinem Landsmann erkundigen; man wird dir dann auch geben, was du zum Lebensunterhalte brauchst.“

„Habt Dank, edler Herr! Gott möge es Euch vergelten!“ rief der Jüngling freudig aus. Groß wollte der Danksagung wehren — er schritt rasch dem Hause zu.

Amicus eilte den andern Schülern nach, die unterdessen zur Schule bei der Ägidienkirche gelangt waren. Als Groß ins Haus treten wollte, rief ihm jemand zu: „Meinen Gruß, Freund Veit!“ Er schaute umher; da sah er den Doktor Lithonius auf sich zukommen, der ihm freundlich beide Hände entgegenstreckte.

„Gott zum Gruß“, entgegnete Groß, indem er dem Arzte die Hand reichte, „es freut mich, daß du der Mahnung meines Boten gleich Folge geleistet hast.“

„Deines Boten? Ich wüßte nicht!“

„Soeben war doch mein Neffe bei dir!“

„Du meinst den Sohn deines verstorbenen Schwagers?“

„Freilich, er sollte dich bitten, daß du zu mir kämst.“

„Der junge Lober begegnete mir vor meinem Hause. Als er an mir vorbeikam, lachte er höhnisch, ohne jedoch ein Wort zu sagen.“

„Ein böser Junge, der seiner Mutter und mir noch manches Herzeleid bereiten wird!“

„Ich wollte eben einen Patienten besuchen; dessen Krankheit ist aber nicht gefährlich. Bedarf eines in deinem Hause ärztliche Hilfe? Doch nicht Frau Klara?“

„Nein, nein, ein fremder Schüler verletzte sich bei einem Falle. Ich habe ihn aufgenommen.“

„So wollen wir sehen, was zu thun ist.“ Mit diesen Worten traten die beiden ins Haus.

II.

Im 15. Jahrhunderte lag das Schulwesen in Deutschland wie in allen andern Ländern noch sehr im argen. Deutsche Schulen, in welchen den Kindern die Muttersprache gelehrt wurde, gab es sehr wenige. Die ärmeren Kinder wuchsen ohne jegliche Schulbildung auf. Wer sich für den gelehrten oder geistlichen Stand vorbereiten wollte, der mußte die sogenannten lateinischen Schulen besuchen; die meisten derartigen Anstalten waren an Kirchen oder in Klöstern. So war es auch in Nürnberg. Da befanden sich Schulen zu St. Sebald, St. Lorenz und am Kloster zu St. Ägidien. An einer solchen Schule befanden sich oft mehrere hundert lernbegierige Knaben; war eine als trefflich bekannt, waren die Bürger der Stadt freigebig und den Lernenden wohl-

gesinnt, so strömten aus ganz Deutschland die Schüler dorthin. Diese wurden teils aus Stiftungen, teils durch milde Gaben unterhalten. Viele verschafften sich auch des Lebens Unterhalt durch Singen vor den Häusern oder bei Leichenbegängnissen; andre unterrichteten die Söhne wohlhabender Eltern; noch andre lebten — wie auf der Wanderschaft — vom Bettel und Diebstahl.

Am Morgen ging es im Hofe der Ägidienkirche immer gar lebhaft zu. Die Schüler kamen von allen Seiten herbei; dabei herrschte ein unbeschreiblicher Lärm. Eben schlug die Glocke sieben. Die Menge drängte sich durch eine niedrige Thür, die in einen Raum führte, der kaum einem Unterrichtslokale gleichsah. An vielen Stellen waren die Dielen verfault; unlängst war ein Knabe in einem dadurch entstandenen Loche stecken geblieben und hatte ein Bein gebrochen. Die Wände waren kahl und mit schmutzigem Grau überzogen. In den Ecken hingen riesige Spinnengewebe, in welchen sich seit Jahren Staub und Schmutz gesammelt hatten. Die älteren Knaben nahmen auf den niedrigen gebrechlichen Bänken Platz; die Neueingetretenen standen in den Seitengängen; einige davon hatten es sich bequem gemacht und sich in die Ecken gelagert. Unter letzteren erblicken wir auch Amicus. Die Schüler waren immer noch sehr laut; da ging die Thür auf und der Rektor der Schule trat ein. Nun wurde es mäuschenstill. Die Burschen wußten wohl, warum sie sich jetzt ruhig verhielten; jeder Ruhestörer wäre jämmerlich geprügelt worden. Schläge gab es genug; man hielt diese für das beste Mittel gegen alle

Gebrechen des Geistes und der Seele. Der gelehrte Mann, Carolus Acutus geheißen, trat an seinen Katheder. Da erblickte er die neuen Schüler.

„Kommt her, ihr Neulinge!" rief er ihnen zu.

Die Schüler näherten sich; er nahm Papier und Feder zur Hand.

„Wie heißt du?" fragte er einen.

„Anton Geier", sagte der leise.

„Welch barbarischer Name!" rief er. „Höre, ich will deinen Namen ein wenig lateinisch machen; künftig heißt du Antonius Vultur."

„Wie nennt man dich?" rief er Amicus zu.

„Henricus Amicus", erwiderte dieser.

„Ein hübscher Name."*)

Acutus winkte dann einem sehr großen Schüler, der bereits einen Bart trug; diesen Vaganten fragte er, wie alt derselbe sei.

„Siebenundzwanzig Jahre", entgegnete der.

„So alt und noch ein Vagant; ich rate dir, eifrig zu lernen, sonst dürfte es deinem alten Rücken übel ergehen."

Amicus trat nun zum Rektor und meldete ihm, daß ein Schüler noch zurück sei, dieser sei gestern gefallen und in einem Bürgerhause aufgenommen worden.

---

*) Es war zu jener Zeit Sitte, daß man die deutschen Namen entweder lateinisch oder auch griechisch übersetzte oder daß man ihnen Formen gab, welche an jene Sprachen erinnerten. Henricus Amicus heißt auf deutsch Heinrich Freund; Georgus Longus heißt Georg Lang; der Name des Rektors ist verdeutscht Karl Scharf.

„Eile zu ihm und sage, er möge sobald als möglich zur Schule kommen!“

Wer war hierüber froher als Amicus. Hatte er doch dadurch Gelegenheit erhalten, sich nach Georg umzusehen. In seiner Freude hätte er fast den Weg zum Plobenhofe nicht gefunden; er verirrte sich in der Menge Gassen und Gäßlein. Endlich sah er die hochragenden Giebel des Hauses. Er mußte über den Herrenmarkt. Welch Gewühl war jetzt da! Gärtnersfrauen hielten die verschiedensten Sorten von Gemüsen feil. Mädchen wanden Kränze und banden zierliche Sträuße, welche sie den Vorübergehenden zum Kaufe anboten. Andre hatten Rosmarin- und Myrtenstöcke in hübschen Gruppen zusammengestellt; der Duft des Goldlacks verbreitete sich weithin. In einer Ecke des Platzes standen riesige Käfige mit Tauben und Hühnern. Eben tritt ein Bäuerlein hinzu. An seinen Füßen hat er lange Stulpenstiefel; seine kurze Hose bedeckt nicht viel mehr als die Hälfte des Oberschenkels; die Jacke ist vorne ganz offen; auf dem Kopfe trägt er eine starke Kappe; unter jedem Arm hat er eine Gans, die er zum Verkaufe ausbietet. Zwischen den Ständen und Buden der Krämer sieht man Mägde, Lehrlinge, Bürgersfrauen, welche ihre Einkäufe in großen Körben heimschleppen. Amicus eilte mit leichten Schritten zum Hause, das seinen Schützen beherbergte. Vor der Thüre des ansehnlichen Gebäudes stand eine Magd, bei der er sich nach dem Freunde erkundigte. Sie führte ihn eine Treppe hinauf und ließ ihn dort vor einer Thüre stehen. Zagend klopfte er an. Niemand hört; er pocht nochmals — zum

drittenmale! Vergebens! Da legt er die Hand auf die Klinke; leise öffnet sich die Thüre, und er steht im Zimmer. Im Hintergrunde desselben befindet sich ein Bett, in welchem Georg aufrecht sitzt. Vor ihm stehen Groß und Frau Klara; beide sprechen lebhaft auf ihren Neffen ein, der an der Hand seiner Mutter am unteren Ende der Lagerstätte steht. Eben sagt Groß: „Du hast schlecht an Georg gehandelt; Arme und Unglückliche zu mißhandeln, verrät ein böses Herz."

Heinz blickt stumm zu Boden. Da führt ihn seine Mutter zum Kranken und spricht: „Vorwärts, gib dem Knaben die Hand und bitte um Verzeihung!"

„Jener Bursche, der mit dem da ging, hat mich zuerst geschlagen."

Georg wollte eben etwas erwidern — da tritt Amicus rasch zu Heinz und ruft ihm zu: „Du lügst, du hast ohne Ursache Georg gestoßen; schäme dich, eine solche Lüge zu sagen!"

Mit flammendem Antlitze steht Amicus da, während alle andern ihn erstaunt betrachten. Niemand spricht ein Wort.

„Verzeiht mein Ungestüm", unterbricht Amicus die Stille. „Ich trat ungerufen in das Zimmer, da auf mehrmaliges Pochen niemand öffnete. Der Rektor der Schule schickte mich hierher, um Georg zu sagen, derselbe solle sobald als möglich zur Schule kommen."

„Ich glaube dir", sprach Groß, „daß du nicht Heinzens Übermut herausgefordert hast. Was die Schule betrifft, so hat es gute Weile, bis Georg dieselbe besuchen kann. Seine Gesundheit ist durch das Herumziehen und unregelmäßige

Leben so geschädigt worden, daß zu seiner völligen Erholung Monate nötig sind. Ich werde unterdessen einen Schreibmeister für Georg ins Haus nehmen, der ihn unterrichtet." —

Die Söhne der Reichen und Vornehmen erhielten zu jener Zeit Privatunterricht durch sogenannte Schreib- und Rechenmeister. Eine öffentliche Schule besuchten sie nicht; erst auf der Universität studierten sie mit andern Schülern gemeinsam.

Amicus sah betrübt zu Boden.

„Wo wart ihr gewesen, ehe ihr hierher kamt?" fragte jetzt Groß.

„Herr, wir haben fast ganz Deutschland durchzogen und dabei viel Not und Hunger gelitten; zuletzt waren wir in Breslau."

„Wie ist es euch dort ergangen?"

„Wohl am besten während unsrer Wanderjahre. Breslau ist eine reiche Stadt und thut den Schulen viel Gutes. Es sind dort sieben lateinische Schulen und mehr denn tausend Vaganten. Diese haben auch ein eignes Spital für die Kranken, wo man gar wohl verpflegt wird."

„Wie lange wart ihr in Schlesien?"

„Georg und ich blieben vier Wochen daselbst; ich war jedoch schon als Schütz früher in jener Stadt."

„Wie ist es dir als Schütz ergangen?"

„Gar schlimm; ich diente einem gar böswilligen Bacchanten. Ich mußte häufig bis in die finstere Nacht vor den Häusern singen. Ich bekam wohl viel; aber ich wagte nicht, von dem Gegebenen auch nur ein Stücklein Brot zu essen.

Mein Bacchant ging mir nämlich oft nach; sah er, daß ich ein wenig Speise zu mir nahm, so schlug er mich jämmerlich. Ebenso that er, wenn ich nicht genug heim brachte. Dabei litt ich schrecklich Hunger; denn von dem Erbettelten bekam ich fast gar nichts. Ich sage Euch, ich habe oft einem Hunde den Knochen abgejagt, an welchem er eben zauste."

„Was trieb dein Bacchant, während du für ihn sammeltest?"

„Zur Sommerszeit hielt er sich mit vielen andern meist in den Friedhöfen auf; sie rauften dort Gras, trugen es in einer Ecke zusammen und lagen oft tagelang auf dieser Streu. Wenn es regnete, so gingen sie in die Schule."

„Die fahrenden Schüler tragen den Namen Bacchanten nicht mit Unrecht."

„O Herr, sie trieben noch gottlosere Dinge. Oft gingen sie in die Wirtshäuser, Bier zu betteln; die Bauern gaben ihnen reichlich zu trinken; davon wurden sie so berauscht, daß sie sinnlos in der Stube lagen oder allerlei Tollheiten trieben."

„Wie stund es dann mit dem Lernen?"

„Gelernt wurde wenig; in manchen Orten kamen wir gar nicht zur Schule. Ich war 15 Jahre und konnte noch nicht lesen."

„Ist es unterwegs euch sonst gut gegangen?"

„Als wir auf dem Wege nach Nürnberg waren, hätten uns Räuber um ein kleines ermordet. Wir kamen in ein Dorf. Im Wirtshause trafen wir einen fremden Mann,

der begehrte mit den Größeren von uns Karten zu spielen; die waren gerne bereit. Am Abend kamen viele wilde Gesellen. Wir erkannten nun, daß dies Räuber seien und daß jener uns mit dem Spiele im Orte festhalten wollte. Nachdem abends gegessen war, gingen wir in unsre Kammer. Einer unsrer Genossen sagte zum Wirte, der uns dahin führte: „Wirt, sorge, daß wir sicher sind, oder wir wollen dir ein Feuer anzünden, das dich gar übel brennen soll." Der sagte aber kein Wort. Um Mitternacht kamen etliche von den Räubern und wollten die Kammerthüre aufschließen. Das hörten wir, standen auf und machten ein Licht. Als sie dies merkten, ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Am nächsten Morgen waren die Räuber samt dem Wirte verschwunden. Wir kamen von da aus in eine Stadt, welche Bayreuth heißt; dort erfuhren wir, daß das ganze Dorf ein Räubernest sei."

Mit Teilnahme hörten die Frauen und Groß, was Amicus erzählte. Als dieser nun schwieg, gewahrte Heinzens Mutter, daß ihr Sohn nicht mehr im Zimmer sei. Er hatte sich leise entfernt und in die Gesindestube begeben. Dort suchte er einen jungen Diener des Hauses, Namens Kunz Wendel, auf, den der Oheim noch nicht lange gedingt hatte, mit dem aber Heinz trotzdem schon gute Freundschaft geschlossen hatte.

Kunz war eben mit dem Putzen der kostbaren Geräte beschäftigt, welche an den Festtagen an der Tafel des reichen Ratsherrn prangten. Vor ihm lagen silberne Eßbestecke, ein Salzfaß mit reicher Vergoldung, silberne Teller; in einem

Futterale stak das köstlichste Kleinod, der Stolz des Hausherrn: ein schön verzierter goldener Pokal. Kunz nahm den Becher aus seiner Hülle, wog ihn prüfend in der Hand und murmelte halblaut: „Wer den unbemerkt beiseite schaffen könnte, der wäre ein gemachter Mann." Dann dachte er aber an den Galgen, der dem Diebe drohte. Die Gerichte der damaligen Zeit urteilten hart; sie sorgten aufs beste, daß der Henker nicht allzu lange zu feiern hätte. Der Diener schabte die Kreide und zermalmte sie zu einem weißen Mehle. Dann nahm er einen feinen wollenen Lappen, streute die feine Kreide darauf, hielt mit der einen Hand das Gefäß und rieb mit der andern das Metall. Zuerst putzte er den Fuß des Pokals, dann den Bauch desselben. Auf demselben war der Kaiser Ludwig der Bayer abgebildet, wie er mit Krone, Zepter und Reichsapfel auf dem Throne saß. Zu beiden Seiten war das Nürnberger Stadtwappen und das Wappen der Familie Groß. Letzteres zeigte einen Lindenzweig, über demselben standen zwei Büffelhörner, mit Lindenblättern besteckt. In fleckenloser Reine stand nun der Kelch vor ihm. Da öffnete sich die Thüre, und Heinz trat herein.

„Hast eine saubere Arbeit gemacht", sprach er zum Diener, indem mit Wohlgefallen sein Auge auf dem Prunkstücke ruhte.

„Glaub's, hat auch Mühe gekostet."

„Weißt du, wen das Bild auf dem Becher vorstellen soll?"

„Hat mir noch niemand etwas davon gesagt."

„Dies ist Kaiser Ludwig der Bayer. Der kam oft nach Nürnberg und blieb im Plobenhofe zu Gast.“

„Ein Kaiser bei einem Bürger?“ lächelte Kunz ungläubig.

„Wenn ich es sage, dann ist es so“, brauste Heinz auf.

„Sei nicht ungehalten; ich zweifle ja nicht daran!“

„Mein Oheim erzählte mir, daß jener Kaiser von allen Städten die unsre am meisten geliebt habe. Heinz Groß erhielt den Pokal zum Geschenke.“

„Ein prächtiger Becher.“

„Er wird einst mir gehören.“

„Wieso dir?“

„O Tölpel“, höhnte Heinz, „wer wird nach dem Tode meines Oheims dies Haus und alles, was darin ist, erben? Ist jemand anders dazu berechtigt, als ich, sein Neffe?“

„Vergiß dann nur nicht deinen guten Freund!“

„Wir wollen sehen“, erwiderte Heinz selbstbewußt, „deine treue Freundschaft muß ich noch mehr auf die Probe stellen.“

„Verlange von mir, was du willst; ich werde es thun.“

„Gut, ich nehme dich beim Worte!“

„Befiehl, und es soll geschehen!“

„Jetzt nicht, vielleicht später!“

„Du kannst stets auf mich zählen.“

„Nun muß ich wieder zum Oheim; der eine Bettelschüler erzählte von seinem Vagantenleben. Ich konnte es nicht anhören, wie der Bursche ein solches Wesen aus sich machte; drum schlich ich mich davon.“

„Meinst du den Schützen, welchen deine Muhme gestern ins Haus trug?"

„Diesen nicht, seinen größeren Gefährten. Jenem hab ich eins versetzt, daß er nicht viel reden kann. Die beiden sind mir verhaßt."

„Ich mag sie auch nicht leiden", erwiderte Kunz, „gibt sich deine Muhme mit unsereinem, der doch ein treuer Diener ist, so ab, wie mit dem von der Straße Aufgelesenen?"

„Gib acht, was ich gestern gethan, war der letzte Streich nicht, den ich ihm gespielt!" sagte Heinz.

„Ich bin auch dabei, wenn es gilt, dem Vaganten ein Bein zu stellen."

„Gut, ich werde bald etwas gefunden haben; dabei rechne ich auf dich."

„Hier, meine Hand darauf!" Dabei reichte er Heinzen die Rechte. Dieser zögerte, mit einem Untergebenen einen Händedruck zu tauschen; dann berührte er doch flüchtig dessen Hand. Als er sich entfernt hatte, zuckte ein höhnisches Lächeln um den Mund Kunzens. Dabei murmelte er: „Der hochmütige Giftpilz! Der glaubt, daß ich seinetwegen etwas thun würde. Niemals, wenn ich mir nicht einen Vorteil dabei ersehen kann."

Heinzens Mutter hatte unterdessen ihren Sohn gesucht. Kaum erblickte sie ihn, so eilte sie auf ihn zu, schloß ihn in die Arme und rief zärtlich: „Wo bist du gewesen, mein Sohn? Wie froh bin ich, daß ich dich wieder habe!"

Der entgegnete: „Ist der Bacchant noch drinnen?"

„Nein, mein Kind, dein Oheim hat ihn eben mit einem Geschenke entlassen.“

„Ich bekomme niemals eine Kleinigkeit; jenen Fremden überhäuft man mit Gaben.“

„Sei ruhig, mein Liebling; du bekommst von mir etwas Schönes!“

Groß war eben aus dem Zimmer getreten und hatte die letzten Worte gehört; er rief der Mutter zu: „Gib ihm, was ihm für seinen Ungehorsam gebührt!“

Sie schloß den Sohn aber nur noch fester an sich.

III.

Doktor Lithonius hatte mit sicherem Blicke erkannt, wie sehr der Körper Georgs durch das unstete Leben gelitten habe. Viele Monate war der Kranke an das Bett gebannt. Die herbstlichen Sturmwinde hatten unterdessen die fahlen Blätter von den Bäumen gerissen; der Winter hatte letzteren dafür einen Silberschmuck von Reif und Eis angelegt. Aber auch der Frühling war wieder ins Land gezogen. Auf den Wiesen sprießten die zarten Gräslein; dazwischen glänzten die weißen Köpfchen der Anemonen. Am sonnigen Raine blickten die blauen Äuglein des Ehrenpreis zwischen dürren vorjährigen Grasstengeln hervor. Im Busch und Hag herrschte ein reges Leben. Die braunen Schuppen der Knospen können die ungeduldigen Insassen kaum mehr zurückhalten; Blatt und Blüte streben, das Licht der schönen Frühlingstage zu schauen. Der Schlehdorn hat sich schon in ein blendend weißes Festgewand gehüllt, um den Sieger

festlich zu empfangen, der den Winter aus dem Lande gejagt. Die Strahlenpfeile der Sonne fliegen aus dem Blau des Himmels hernieder zur Erde. Sie fallen auch in den luftigen Erker, den Lieblingsaufenthalt der Frau Klara. An ihrem Geburtstage hatte ihr Gemahl, um der Gattin eine Freude zu bereiten, in die Fenster Glasscheiben einsetzen lassen. Glasfenster waren zu jener Zeit etwas Kostbares; nur reiche Leute konnten sich diesen Luxus gestatten. Frau Klara blickte eben durch das Fenster hinaus ins Freie. Neben ihr saß Georg; er hatte vor wenig Tagen zum erstenmal wieder das Krankenlager verlassen. Er wäre eine Beute des Todes gewesen, hätte nicht die milde Hand der Hausfrau über sein Wohl und Wehe gewaltet. Sie pflegte ihn wie ihren Sohn; aber sie gewann ihn auch lieb wie ihr eigen Kind. Oft dachte sie dabei: „Gewiß hat mir Gott diesen Knaben gesendet, um mir einigen Ersatz für meinen seligen Georg zu verschaffen. Wie wäre es, wenn wir ihn als unser eigen Kind annähmen? Er würde uns zum Troste und zur Freude gereichen.“ Aber gegen ihren Mann sagte sie nichts davon. Sie wollte ihn nicht zu einer That drängen, die nicht in seinem eignen Herzen Grund und Wachstum gefunden hatte.

Da trat eben Amicus ins Zimmer. Er grüßte Frau Klara bescheiden und freundlich. Dann reichte er Georg die Hand und fragte: „Wie geht es dir, Kleiner?“

„Ich danke“, entgegnete Georg, „ganz gut; ich glaube, mir würde der Weg zur Schule gar nichts schaden.“

„Dr. Lithonius befahl ausdrücklich, du müßtest jede

Anstrengung vermeiden; du darfst das Haus noch nicht verlassen!" mahnte die Hausfrau.

„Du möchtest in die Schule und sollst nicht; andre sollen in die Schule und mögen nicht", bemerkte Amicus.

„Wer sind die letzteren?" fragte Georg.

„In dem Hause da üben", sagte Amicus, indem er auf ein kleines, niedriges Haus deutete, das neben der Frauenkirche stand, „da sind einige Bacchanten mit ihren Schützen, welche nicht zur Schule wollen. Und Rektor Acutus duldet keine Schüler, die nicht regelmäßig kommen. Er schickte mich eben zu denen; weil ich in der Nähe war, wollte ich mich dabei nach dir umsehen. Aber ich darf nicht lange da verweilen."

„Wie will er die Säumigen zwingen, ihren Pflichten zu genügen?" fragte Georg.

„Er trug mir auf, ihnen zu sagen, wenn sie nicht gleich bei ihm erschienen, dann sende er einen Provisor, der sie zu ihm führe." —

An jeder Schule gab es neben dem Rektor, der die Schule leitete, noch Hilfslehrer, Provisoren genannt, welche ihn bei der Erteilung des Unterrichts unterstützten. —

„Hier herrscht in der Schule ein andrer Ton als in Breslau. In der Schule zu Sankt Ägidien wird das Lernen gar ernstlich betrieben", fügte Amicus hinzu.

„Hast du deine Botschaft schon besorgt?" fragte Frau Klara.

„Nein, aber ich will gleich zu den Säumigen gehen",

erwiderte Amicus; er verabschiedete sich und eilte die Treppe hinunter.

„Ich glaube, es verging in deiner Krankheit kein Tag, an welchem sich dein Landsmann nicht nach dir erkundigte“, bemerkte Frau Klara.

„Er ist mir sehr freundlich gesinnt und hat mir als Schützen auch viel Gutes gethan und mich nicht drangsaliert, wie andre Bacchanten thun.“

Von unten drang bald lautes Geschrei herauf. Man sah, wie der Bote des Rektors aus dem Hause geschoben wurde, wie die Schüler ihn schlugen. Er ergriff die Flucht; die andern liefen ihm nach und warfen mit Steinen. Georg wollte seinem Bacchanten zu Hilfe eilen; Frau Klara hielt ihn zurück. Er weinte, als er sah, daß Amicus Schläge als Botenlohn empfing. Frau Klara beruhigte Georg, sie wolle durch einen von den Dienern die Streitenden trennen lassen; wirklich ging sie hinab in die Gesindestube. Unterdessen riß sich Amicus von den Verfolgern mit einem kräftigen Rucke los; er schleuderte die Schützen, welche wie Hunde an ihm gehangen hatten, zur Seite und lief eiligst davon. Ein Bacchant rief den Kleinen zu: „Sammelt Steine und schleppt sie ins Haus; sie mögen nur kommen; wir wollen uns unsrer Haut wehren!“

Bald ertönte neues Geschrei; Frau Klara und Georg blickten wieder auf die Straße. Ein Provisor von der Schule zu St. Ägidien kam mit einer Anzahl Bacchanten. Vor dem kleinen Hause, das zwischen der Frauenkirche und dem Plobenhofe stand, stellten sie sich auf. Ein Schüler wollte

hinein; die Thüre war verschlossen. Er klopfte; statt der Antwort wurde aus dem oberen Fenster Wasser auf seinen Kopf geschüttet. Schreiend trat er den Rückzug an. Nun forderte der Anführer der Bachanten dazu auf, die Thüre einzubrechen; sie stemmten sich mit aller Macht dagegen, da kam von oben ein Hagel von Steinen, Knütteln, faulen Äpfeln, so daß sie ebenfalls sich zurückziehen mußten. Der Provisor rief den Belagerten mit lauter Stimme zu: „Rektor Acutus entbeut euch, sogleich zur Schule zu kommen. Es könnte euch sonst Übles widerfahren.“ Aus einem Fenster des Hauses streckte sich ein Kopf hervor und rief: „Ich rate euch sogleich von hinnen zu gehen; es könnte euch sonst Übles widerfahren.“

Die Angreifer überlegten, was zu thun sei; da öffnete sich die Thüre des Hauses; mehrere mit Stöcken bewaffnete Bachanten stürzten heraus und hieben auf die andern los. Diese leisteten anfangs Widerstand, mußten sich aber dann vor den Angreifern flüchten. Nun erschien noch eine Rotte Schützen, verfolgte die Fliehenden und setzte ihnen mit Steinwürfen hart zu. Als der letzte der Abgesandten verschwunden war, brachen die Sieger in ein Freudengeschrei aus.

Veit Groß war bei Beginn des Gefechts aus dem Haus getreten. Während er über den Herrenmarkt ging, sah er vom Rathaus einige Ratsdiener herkommen. Er winkte sie herbei und machte sie auf den Unfug aufmerksam, welchen die widerspenstigen Bachanten verübten. Gerade als diese über ihre Heldenthaten frohlockten, wurden sie von den Herbeigeeilten gepackt und in das Stadtgefängnis abgeführt.

Frau Klara und Georg hatten dies alles mit angesehen. Als die Ungehorsamen aus ihrem Gesichtskreise verschwunden waren, sprach Georg: „Schande den Schülern, die so wenige Liebe zur Schule haben!" —

Georg ließ seine Blicke in die Ferne schweifen. Kirchen, Häuser, die Burg — alles betrachtete er mit Wohlgefallen; aber er vermißte das Grün der Bäume, das Blau des Sees, den Glanz der Schneeberge, überhaupt die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat. Auf den Flügeln der Phantasie wurde er in seinen Geburtsort getragen. Er schritt dem blühenden Gestade des Bodensees entlang. Wie ein Kranz umgeben die im Frühlingsschmucke prangenden Bäume das Gewässer. Er lauscht dem Plätschern der Wellen, sieht die weißen Segel wie Schwäne auf dem See hingleiten. Dem Ufer gegenüber blitzen die weißen Häuser im Sonnenschein. Die Berge winken ihm Grüße zu. Dann beobachtet er die scheidende Sonne. Die Wogen färben sich immer dunkler; der westliche Himmel prangt im glühenden Rot; er streut Rosen auf die Wellen. Die Sonnenscheibe scheint auf dem Wasser zu stehen, aber nur für wenige Augenblicke. Es wird dunkel; die Höhen hüllen sich in schwarze Mäntel. Ha, dort flammt es nochmals auf. Der Sentis, der König der Berge am See, zeigt sich in seiner Majestät. Um seine Schultern wallt ein Purpurmantel; auf seinem Haupte trägt er die goldene Krone. Aber auch er muß in das Reich der Schatten sinken. Die Sonne ist hinabgestiegen in die dunklen Wasser. Ein Sehnen zieht durch Georgs Brust; es ist ihm so weh ums Herz — er möchte am liebsten weinen. Er

hört nicht, wie sich die Thür hinter ihm öffnet, wie Veit Groß eintritt; die Erinnerung an die Heimat hat ihn so ganz umfangen.

„Nun, Georg, was sinnst du?“ Mit diesen Worten weckte ihn der Hausherr aus seinen Träumen.

„O Herr, meiner Heimat muß ich gedenken. O hätt' ich Flügel, dorthin zu eilen!“

„Dieses Gedanken entschlage dich, liebes Kind“, fiel Frau Klara ein, „nimmermehr würde ich es dulden, daß du dich den Gefahren aussetzest, welche eine Reise in deine Heimat mit sich bringt. Hier diese vieledle Stadt, dieses Haus sei fortan deine Heimat.“

„Du hast ausgesprochen, was auch mir das Herz bewegt, liebe Klara“, sagte Groß. „Hier soll für immer Georgs Heimat sein. Er entbehrt der Eltern; wir mußten unsern seligen Georg lassen. Er soll unser Sohn heißen; wir wollen ihm Vater und Mutter sein.“

„Ich danke dir, lieber Veit; dies war schon lange auch mein Wunsch“.

Georg war wie versteinert. Er, der Vagant, der keinen Heller sein eigen nannte, der auf seinen Wanderungen oft genug Hunger und Durst litt, er sollte in diesem Hause als Sohn gelten; es schien ihm unfaßbar. Aber der Gedanke, daß die beiden, die sich seiner so liebevoll angenommen, die ihn in der Krankheit gepflegt, ja ihn vom Tode errettet, daß er diese Vater und Mutter nennen dürfe: der Gedanke zog beseligend durch sein Herz.

„Tausend Dank!“ rief er mit thränendem Auge, „o ihr

sollt erfahren, daß ihr eure Wohlthaten nicht an einen Undankbaren verschwendet habt; solange ich lebe, wird es mein einziges Bestreben sein, euch alle diese Liebe und Güte zu vergelten."

„Laß es jetzt gut sein, mein Sohn! Ich weiß, daß du uns zur Ehre und zum Wohlgefallen gereichen wirst."

Als dies Veit Groß sprach, wurde die Thür ein wenig geöffnet. Der Draußenstehende lauschte; dann trat er rasch ein. Es war Heinz Lober.

„Was soll mit diesem sein?" fragte Heinz, indem er auf Georg wies.

„Er wird zum Lohne für seine Tüchtigkeit und sein Wohlverhalten unser Sohn", erwiderte Groß.

Heinz erbleichte und trat vor Überraschung einen Schritt zurück.

„Merke dir", fügte der Oheim scharf betonend hinzu, „daß Tugend guten, Untugend immer schlimmen Lohn empfängt."

Der Neffe wollte etwas erwidern; aber er schluckte es hinab. Dann eilte er zur Thür, lächelte Georg höhnisch zu und verschwand ohne Gruß.

Oheim und Muhme bemerkten dies wohl; Veit sprach deshalb zu Klara: „Laß dir durch jenen Ungeratenen den Frieden deiner Seele nicht rauben!"

„Du hast recht", erwiderte diese, „wollen wir uns des heutigen Tages freuen, der uns wieder einen Sohn gegeben hat!"

Sie schlossen Georg in die Arme und küßten ihn.

„Und nun will ich auf das Rathaus, daß auch der Form nach Georg unser Sohn werde.“ An der Thür wendete er sich nochmals um und sagte: „Fast hätte ich vergessen, dir mitzuteilen, daß unsrer Stadt in einigen Wochen die Ehre zu teil wird, unsern gnädigen Kaiser Friedrich in ihren Mauern zu beherbergen.“

„Wie freue ich mich, die Kaiserliche Majestät wieder zu sehen! Wo wird er sein Absteigquartier nehmen?“ fragte Klara.

„Man weiß es noch nicht. Es wäre jedoch möglich, daß er unser Haus dieser Ehre würdigt.“

„Unser Haus!“ Fast wie ein Schreck erschütterten diese Worte Frau Klara.

„Dann darf keine Minute mehr verstreichen, ohne daß Vorbereitungen zur Aufnahme getroffen werden!“ fügte sie hinzu.

„Übereile dich nicht! Du wirst noch rechtzeitig Gewißheit erlangen.“ Damit entfernte er sich. Hinter der Treppe, auf welcher er hinabschritt, war ein dunkler Raum; dort standen zwei Gestalten, welche leise miteinander flüsterten. Als Veit aus dem Hause getreten war, kam die eine Gestalt aus der Finsternis hervor und sprach: „Nichts kann den Bettelschüler mehr retten; aber wir müssen bald dazu thun, ihn zu verderben.“

IV.

So lebendig wie in der letzten Woche war es in Nürnberg schon lange nicht mehr. Fürsten, Ritter, Bischöfe, Ab-

gesandte von Städten hatten sich eingestellt; alle Häuser und Herbergen waren von Gästen überfüllt. Endlich kam auch der Kaiser Friedrich. Er hatte Wohnung auf der Burg genommen, nicht bei einem der reichen Kaufherren Nürnbergs, wie seine Vorgänger oft gethan hatten. Mit großer Pracht wurde der Reichstag eröffnet. Im Rathaussaale waren die Fürsten, geistliche und weltliche Herren, versammelt und beratschlagten über das Wohl und Wehe des deutschen Landes. Der Reichstag dauerte ziemlich lange; denn Friedrich war kein Freund von ernster Arbeit. War eine Angelegenheit zur Verhandlung angesetzt, so ließ er dieselbe gar oft verschieben und beraumte dafür Festlichkeiten, feierliche Aufzüge oder große Schmausereien an. So kam es, daß trotz seines vielmonatlichen Aufenthaltes in Nürnberg kaum die dringendsten Geschäfte erledigt wurden. Viele Große des Reiches ahmten das Thun und Treiben des Kaisers nach; sie luden sich gegenseitig zu Mahlzeiten, veranstalteten Tänze oder auf der Hallerwiese Turniere. Auch die Bewohner der Stadt blieben nicht zurück, wenn es galt Lustbarkeiten anzuordnen. Die Patrizier*) hielten Gastereien, wozu sie Adelige, Ratsherren aus andern Städten, Verwandte und Freunde einluden. Die Zünfte**) verherrlichten die Anwesenheit des Kaisers durch Festzüge. Auch im Plobenhofe traf man Vorbereitungen zu einem großen Mahle, welches Veit Groß seinem Geschäftsfreunde,

---

*) Die vornehmen Bürger.

**) Vereinigungen von Handwerkern.

dem Augsburger Gesandten Hans Fugger, gab. So einfach der Haushalt gewöhnlich war, so großen Reichtum entfaltete Groß bei derartigen Festlichkeiten. Mit Recht gebrauchte man die Redensart, daß Könige und Fürsten nicht mehr Pracht zeigen konnten, als ein Nürnberger Bürger.

Frau Klara war unermüdlich thätig; bald war sie in der Küche, bald im Keller, bald im großen Saale des Hauses.

Georg saß unterdessen oben im Erker. Das Buch war seiner Hand entfallen; seine Blicke, seine Gedanken schweiften in die Ferne. Die grüne Insel seiner Heimat tauchte wieder vor seinem Auge auf; er bemerkte kaum, daß sich die Thür öffnete und Amicus mit einem Strauße Enzianen eintrat.

„Dies, Georg, bringe ich dir", begann Amicus, „ich fand die Blumen, die mich recht an unsre Heimat erinnerten, auf einem Anger vor der Stadt."

„Wie gut du bist! Ich danke dir herzlich."

„Du warst so in Nachsinnen versunken, als ich eintrat, — was ist mit dir?"

„Nichts, nichts", sagte Georg abwehrend.

„Gestehe mir', dir geht es wie mir; die Erinnerungen an unsre Heimat machen dir das Herz schwer."

„So ist es! Tag und Nacht sehe ich den See, die Berge vor mir liegen; was gäbe ich darum, könnte ich nur eine Stunde dort weilen, wohin sich meine Seele sehnt."

„Und warum kannst du es nicht?"

„Nie würde es mein Wohlthäter gestatten, daß ich mich den Gefahren einer Reise aussetze." Während Georg

dies sagte, wurde leise die Thür geöffnet, doch so wenig, daß man es kaum bemerken konnte.

„Das mag wohl sein!" bemerkte Amicus.

„Mutter Klara sagte es neulich schon."

„Höre, wenn wir unbemerkt die Stadt verlassen würden und in unsre Heimat wanderten?" sagte Amicus.

„Wäre ich nicht ein Undankbarer, wenn ich ihre Liebe so lohnen würde?"

„Wir würden wieder hieher zurückkehren!"

„Welche Angst müßten sie ausstehen!"

„Heute kam eine Rotte Bacchanten, die in die Schweiz weiterreisen wollen; denen können wir uns anschließen. In ihrer Gesellschaft würden wir sicher vor Räubern und Mördern sein."

„Gefahren drohten uns so allerdings nicht."

„In 14 Tagen wären wir am Gestade des Sees."

„So schnell?"

„Es sind lauter große Schüler, die gut marschieren."

„Wie lange bleibst du in Lindau?"

„Nur einige Tage."

„O könnte ich mitziehen!"

„Du kannst es, wenn du willst."

„Man würde mein Vorhaben entdecken, würde mich zurückhalten."

„Sei unbesorgt; bei der Geschäftigkeit, die jetzt im Hause herrscht, vermißte man dich nicht eher, als bis wir über Berg und Thal sind."

Am Himmel flogen eben einige weiße Wolken in der

Richtung nach Süden. Georg bemerkte sie und rief: „Ihr luftigen Wanderer, grüßt mir den See, die Höhen, den Ort der Heimat!“

„Zieh mit uns, du findest sonst keine Ruhe, hier. Als ich das erste Mal von der Heimat fort war, erging es mir ebenso wie jetzt dir. Ich entlief meinem Bacchanten und rastete nicht eher, als bis ich den See vor mir liegen sah, in dessen Wasser sich mein Vaterhaus spiegelt. Komm mit; ich werde einem Bacchanten einen Brief hinterlassen, in dem steht, was dich in die Ferne getrieben; der Schüler kann die Botschaft in einigen Tagen nach unsrer Abreise hier ausrichten. Niemand wird dir zürnen, wenn du versprichst, bald wieder zurückzukehren, und das wollen wir ja.“

„Schwöre es mir, daß du wieder mit mir nach Nürnberg gehst!“

„Ich schwöre es dir.“

„Gut, dann reise ich mit.“

„Wann?“

„Morgen soll das Gastmahl stattfinden; übermorgen mit dem frühesten machen wir uns auf den Weg. Ich werde am Abend vorher mein Bündel schnüren, so daß wir mit Sonnenaufgang die Stadt verlassen.“

„So will ich dies den Reisegefährten mitteilen, daß sie sich bis dahin gedulden.“

Amicus wandte sich der Thür zu; er fand sie offen. Vor derselben stand niemand; aber es war ihm, als hörte er rasche Tritte auf den untersten Stufen der Wendeltreppe;

doch er achtete nicht darauf, sondern verließ eilig das Haus. Als sich Georg am Abend zur Ruhe begab, dünkte ihm sein Vorhaben, aus dem gastlichen Hause heimlich zu fliehen, fast als eine üble That.

Als am folgenden Tage Amicus und die andern Schüler zu St. Ägidien in die Schule kamen, wurde ihnen eine gar seltsame Eröffnung gemacht. Einer der Provisoren verlas ein Schreiben, das vom Magistrate der Stadt an den Rektor der Schule gerichtet war. Das Schriftstück enthielt die Mitteilung, daß an diesem Tage alle Schulen geschlossen bleiben sollten; Vaganten, welchen wegen ungebührlichen Verhaltens Strafe zudiktiert worden war, durfte dieselbe erlassen werden; alle Kinder in Nürnberg, „welche schon zu gehen vermochten", sollten im Laufe des Nachmittags einen Zug durch die Stadt ausführen und sich sodann im Stadtgraben nördlich von der Burg versammeln.

Die Schüler nahmen den Wunsch des Kaisers mit großer Freude auf; mit lautem Geschrei strömten sie aus der Schule. Durch die Straßen der Stadt ritt ein Herold mit einem Trompeter, welcher den Einwohnern das Begehren des Kaisers verkündigte. Die Eltern waren nicht alle so sehr darüber erfreut, wie die Kinder. Die einen lachten und spotteten darüber; die andern äußerten Besorgnisse und meinten, es könne den Kleinen im Gedränge gar wohl ein Unfall zustoßen; die dritten rühmten die Gemütlichkeit des Kaisers, der auch den Kindern Freude bereiten wolle. Veit Groß schüttelte über diesen Wunsch des Kaisers den Kopf, gestattete jedoch nicht — hauptsächlich auf Drängen

von Frau Klara — daß sich Georg an der Festlichkeit beteilige. Dieser betrachtete den Zug nachmittags vom Fenster aus. An der Spitze des Zuges, welcher sich über den Herrenmarkt bewegte, war ein Herold, dessen Gewand die Farben der Stadt, Rot und Weiß, zeigte; auf der Brust desselben prangte das Wappen Nürnbergs. Dann kamen die Stadtpfeifer, welche lustige Weisen spielten. Diesen folgten mehrere tausend Kinder, von dreijährigen an, welche von Müttern oder Schwestern geführt wurden, bis zu zwanzigjährigen Bacchanten. Im Stadtgraben hinter der Burg stellten sich die Kinder auf; der Kaiser kam zu ihnen hinab, sprach mit einzelnen freundlich und ließ jedem einen Lebkuchen reichen, auf dessen einer Seite das kaiserliche Bildnis war. Als die Kinder fortgingen, fanden gar ergötzliche Auftritte statt. Die meisten verzehrten das süße Bild des Kaisers sogleich; andere schrieen, weil sie ihren Lebkuchen verloren hatten; hier und da entstanden Gruppen von Kindern, welche sich miteinander balgten; wenn es dabei recht drunter und drüber ging, so lächelte der Kaiser mit vielen Behagen. — Zum Andenken an diese Kinderversammlung und an die dabei ausgeteilte Spende buken die Lebküchner Nürnbergs noch lange Lebkuchen, wie die des Kaisers waren, und nannten das Gebäck Kaiserlein. —

Auch Amicus bekam sein Geschenk und lief spornstreichs zu seinem Freunde, um mit diesem die Gabe zu teilen. Sie verabredeten noch verschiedenes über die Reise; am nächsten Morgen vier Uhr wollten sie aufbrechen.

Im Plobenhofe ging es gar lebendig zu; da wurde

gekocht und gebraten; aus dem Keller kamen Fässer Wein ans Tageslicht; im Saale wurde der Tisch mit feinsten Linnen gedeckt und das Tischgerät aufgestellt; der Hausherr prangte in Kleidern von Sammt und Seide. Um seinen Hals hing eine schwere goldene Kette; auch Frau Klara war im höchsten Staate.

Und nun kamen die Gäste, welche vom Hausherrn aufs herzlichste bewillkommt wurden. Georg hätte die Ankommenden gern sehen mögen; er wurde deshalb in das Zimmer geführt, in welchem der Schrein mit den kostbaren Trinkgefäßen war. Kunz stellte diese in Bereitschaft; denn nach dem Essen saßen die Männer gerne bei einem Trunke guten Weines beisammen. Von der Stube aus ging ein kleines Fenster auf den Vorplatz des Saales, in welchem das Gelage gehalten wurde. Georg konnte deshalb die Vornehmsten der Stadt, die reichen Kaufherren, die Räte, die Richter aus nächster Nähe betrachten. Hans Fugger ließ lange auf sich warten. Wie man später erfuhr, hatte ihn der Kaiser plötzlich rufen lassen und mit ihm betreffs einer Anleihe von 10000 Dukaten verhandelt. Es war schon finstere Nacht, als der längst Erwartete erschien. Nun wurde aufgetragen, was Garten und Feld, Wald und Au, Strom und Teich an köstlichen Gerichten zu bieten vermochten.

V.

Georg begab sich eher als sonst in sein Zimmer; er schnürte sein Bündel. Einige Kleidungsstücke, die umfangreiche Abschrift der Grammatik, die in den lateinischen

Schulen benutzt wurde — das war alles, was er mitnehmen wollte. Bald sank er in tiefen Schlummer. Er mochte kaum eine Stunde geruht haben, als sich die Thür seines Zimmers leise öffnete. Kunz, eine Blendlaterne in der Hand, trat sacht herein; ein Lichtstrahl fiel auf Georgs Gepäck. Vorsichtig löste Kunz den Riemen, der dasselbe zusammenhielt. Er nahm das Buch heraus und legte es neben die Kleidungsstücke. Dann wickelte er in dieselben einen hellglänzenden Gegenstand ein; hierbei wäre das Buch fast auf den Boden gefallen. Er griff hastig danach; aber statt des Umschlags hatte er einige Blätter in der Hand; diese rissen. Schnell faßte er mit der andern Hand die Abschrift. Das Abgerissene steckte er in die Tasche. Er hatte sein Werk vollendet und entfernte sich ebenso leise, als er gekommen. Kaum war er zu seiner Arbeit, die Pokale nochmals mit einem feinen weißen Tuch abzuwischen, zurückgekehrt, als Veit Groß zu ihm kam und ihm befahl, den goldenen Becher zu bringen. Der Hausherr wollte selbst in dem herrlichen Prachtstücke seinen Gästen den Wein kredenzen. Kunz öffnete das Futteral und rief anscheinend erbleichend aus: „O Herr, der Becher ist verschwunden!"

„Nicht möglich"! rief erschreckt Veit Groß.

„Seht es selbst; das Futteral ist leer."

„Bei Gott, so ist es! Höre Bursche, deiner Obhut war er anvertraut; du haftest mir dafür!"

„Vielleicht steht der Becher noch in einem Schreine."

Sie durchforschten alles — er war nirgends zu finden.

„Gestehe, du hast ihn selbst bei Seite gebracht!“ donnerte ihm Groß zu.

„Wie sollte ich, Herr! Kein Goldschmied würde mir armem Knecht den Becher abzukaufen wagen. Zudem ist es ja bekannt, daß nur Ihr ein solches Kleinod besitzt. Jedermann wüßte, daß der Becher Euer Gut ist.“

„Wer war außer dir in der Stube?“

„Niemand als Georg.“

„Verließest du das Zimmer heute abend?“

„Auf kurze Zeit, als Georg da war.“

„Wo ist er? Man muß ihn fragen, ob er bei seiner Anwesenheit nichts bemerkt hat.“

„Ich glaube, er schläft schon.“

Die Gäste warteten auf des Hausherrn Wiederkommen. Als dieser nicht erschien, wurde man unruhig. Einer der Geladenen trat vor die Thür; er hörte, was vorgekommen sei, und teilte es den andern mit; die Fröhlichkeit der Gäste war damit plötzlich verscheucht. Sie standen auf von der Tafel und begaben sich zu Groß. Dieser wollte sich selbst bei Georg erkundigen. Er ging in das Zimmer desselben; die anderen folgten ihm. Als der volle Lichtschein auf des Schlafenden Gesicht fiel, richtete er sich auf und sprach im Traume: „Der Morgen naht; auf zur Reise!“ Die Anwesenden horchten erstaunt, als sie das Wort „Reise“ hörten. Groß rief Georgs Namen; der Schlaftrunkene sagte: „Wo ist mein Bündel?“ Die Gäste blickten sich fragend an; einer von ihnen sagte zu Groß: „Wer ist der Junge?“ Groß erwiderte: „Er ist eine Waise,

ein Schütz, den wir aus Barmherzigkeit aufgenommen haben. Er hat ein so angenehmes Wesen, daß meine Frau und ich beschlossen, ihn als unser Kind anzusehen."

„Hütet Euch", begann ein Gast, „daß Ihr nicht einen jungen Raben ins Nest nehmt!"

„Wie könnt Ihr glauben!" entgegnete Groß, „eher würde ich meine Rechte eines Diebstahls zeihen als Georg."

„Was hatte er mit der Reise? Und was bedeutet das Bündel dort?" sagte ein andrer.

„Es ist mir allerdings unerklärlich, was dies besagen will", meinte Groß, „vielleicht träumte er von seinem früheren Leben und packte im Schlafe seine Sachen zusammen. Wie viel ähnliche Fälle kamen schon vor!"

„Sucht sein Bündel einmal durch!" riet ein Gast.

„Es geschehe, um die Grundlosigkeit Eures Verdachtes zu beweisen!" erwiderte Groß. Er faßte das Bündel, ließ es aber vor Schreck auf den Boden fallen, als er spürte, wie schwer dasselbe sei. Man hörte einen dumpfen Klang. Die Umstehenden wechselten bedeutungsvolle Blicke. Groß öffnete nun den Pack und — hielt in seiner Hand den goldenen Pokal.

„Der Dieb ist entdeckt!" „Der Schütz hat den Becher gestohlen!" „Vielleicht hat er das Kleinod auch im Schlafe eingepackt!"

So tönte es durcheinander, als Georg erwachte. Verstört blickte dieser um sich, als er das Zimmer voll Leute sah. Da trat der Richter der Stadt vor und sagte: „Kraft meines Amts muß ich den auf frischer That ertappten Dieb

noch heute in Gewahrsam bringen lassen." Dann wandte er sich zu Groß mit den Worten: „Verzeiht, wenn ich Euch ersuchen muß, sofort einen Boten zur Wache zu schicken, um diesen da durch die Stadtknechte in Verhaft bringen zu lassen."

Groß hielt noch immer den Becher in der Hand; seine Zunge war wie gelähmt. Endlich brach er das Schweigen: „Es kann nicht sein, daß Georg den Becher gestohlen hat! Es ist unmöglich, unmöglich! Wem sollte man mehr vertrauen? Sprich, verteidige dich gegen diese entsetzliche Anklage! Georg, bist du wirklich ein Gottloser, ein Dieb?"

„Weshalb? Ich habe nie als Schütz etwas genommen. Wenn auch die andern sagten, den Bauern dürfe man wohl ein Huhn oder eine Gans schießen — ich habe es nie vermocht!"

Ein Gast war unterdessen hinausgegangen und hatte Kunz zur Wachtstube geschickt.

„Ihr hört es selbst", begann Groß, „er ist keines Diebstahls fähig."

„Was helfen die schönen Worte", sagte der Richter „Selten gesteht ein Verbrecher seine Unthat ein."

„Es muß ein Bubenstück vorliegen", sprach Groß. „Ich werde den Anstifter entdecken."

Von dem Lärme wurden die übrigen Hausbewohner herbeigelockt; auch Frau Klara erschien und erkundigte sich, was das alles zu bedeuten habe. Da kamen eben die Stadtknechte. Der Richter zeigte auf Georg und sagte: „Führt den losen Jungen in das Lochgefängnis!"

„Ins Lochgefängnis? Weshalb? Das darf nicht sein! Was soll er gethan haben?“ rief Frau Klara.

„Hört es aus seinem eignen Munde“, entgegnete der Richter. „Sage“, wendete er sich zu Georg, „wolltest du die Stadt verlassen?“

„Ich wollte es.“

„Wann?“

„Morgen, vor Sonnenaufgang.“

„Da packtest du vorher dies Bündel?“

„Ehe ich mich zu Bette begab.“

„In seinem Bündel war der goldene Becher. Ihr hörtet sein offenes Geständnis, das mildert sein Verbrechen; vielleicht wird er anstatt gehängt aus besonderer Gnade nur geköpft.“ So redete der Mann des Gesetzes zu Frau Klara.

„Georg, wäre es möglich! Du wolltest uns verlassen?“ rief schmerzlich die Mutter, die den kaum gewonnenen Sohn wieder verlieren sollte.

„Ich wollte es thun, ich Undankbarer! Ich habe schwer an Euch gesündigt; verzeiht mir, dann will ich alles geduldig ertragen!“

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht aus seinem Munde gehört hätte“, jammerte Frau Klara.

„Vorwärts!“ rief der Richter den Stadtknechten zu, „führt den Galgenstrick fort.“

„Noch eine Frage erlaubt mir“, sagte dumpf Groß. „Georg, ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der alles weiß und sieht, gestehe mir es, wenn du diesen Becher entwendet hast!“

Ängstlich wartete Frau Klara auf Antwort.

Georg sagte unbefangen: „Was sollte ich damit thun? Gott ist mein Zeuge, daß ich das Gefäß nie in meiner Hand gehabt!“

„Ich glaube dir“, entgegnete Groß.

„Gott wird meine Unschuld ans Tageslicht bringen“, sprach Georg leise.

„Seid barmherzig!“ rief Frau Klara und wollte sich dem Richter zu Füßen werfen.

„Vertrau auf Gott! Er legt uns eine Prüfung auf — laß sie uns geduldig hinnehmen!“ Damit zog Groß seine Frau an sich.

„Wartet eures Amts“, gebot der Richter den Stadtknechten. Georg reichte seinen Wohlthätern die Hand und ging dann willig mit den Wächtern von dannen.

Die Zurückgebliebenen sprachen teils ihr Bedauern aus, daß in einem solchen Hause etwas derartiges vorgefallen sei, teils entschuldigten sie den Richter, der den Dieb in Verhaft nehmen mußte, da doch dessen Verbrechen erkannt sei. Sie entfernten sich bald und ließen Veit Groß und dessen Gemahlin in ihrem Kummer und Schmerz allein.

VI.

Die Stadtknechte führten Georg auf das Rathaus. Da der Diebstahl ganz offenkundig schien, so wurde Georg ohne weiteres in das Lochgefängnis gesetzt, in welchem man schwere Verbrecher gefangen hielt.

Von den Burgen und Städten erstreckten sich in früherer

Zeit sehr häufig weithin geheime Gänge. So war es auch in Nürnberg. Unterhalb des Rathauses waren feste Gewölbe, welche teils als Gefängnisse, teils als Ausgangspunkte von unterirdischen Gängen dienten. Letztere reichten bis über die Stadtmauern hinaus, einer sogar bis zu dem eine Stunde entfernten Dutzendteich. Sie waren für jene Zeit sehr notwendig. Öfters kam es vor, daß sich die Zünfte gegen die Patrizier empörten. Diese konnten sich dann vor den Aufrührern nur durch die Flucht retten, welche sie durch obenerwähnte Gänge bewerkstelligten. Dieselben sind teilweise heutzutage noch vorhanden; ebenso ist dies mit dem Lochgefängnisse der Fall. Wenn man von der Rückseite aus in das Rathaus zu Nürnberg eintritt, so erblickt man auf dem Boden starke eiserne Gitter. Versucht man durch dieselben in die Tiefe zu blicken, so gähnt einem das Dunkel der Nacht entgegen.

Da unten saß Georg. Die ganze Nacht schloß er kein Auge. Anfangs machte er sich Vorwürfe, daß er das gastliche Haus heimlich verlassen wollte; dann sann er und sann, wie wohl der goldene Becher in sein Bündel gekommen sei. Aber wie er auch sein Gehirn zermarterte, um einen Lichtstrahl der Erkenntnis in das Dunkel des geheimnisvollen Vorgangs zu bringen — alles war vergebens. Jeden Stundenschlag von der nahen Sebalduskirche hörte er. Es wurde elf, zwölf, ein Uhr — kein Schlaf erquickte den Armen. Um vier Uhr glaubte er Stimmen von Knaben zu vernehmen. Vielleicht waren es die Schweizer, in deren Gefolge er und Amicus die Reise antreten wollten. Nun zogen sie wahrscheinlich schon zum Thore hinaus, und er war gefangen,

gefangen. Horch, schlug nicht ein Laut an sein Ohr? War es nicht ein Seufzer, der sich einem gepreßten Herzen entrang? Er lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Nun hörte er ein Wimmern und leises Weinen. Es war ein Unglücklicher, der in einer benachbarten Zelle sein qualvolles Dasein fristete. „Wie wird es dir gehen?“ fragte er sich. „Wirst du auch wochen-, monatelang da verweilen müssen? Wie kann deine Unschuld ans Licht kommen? Was werden alle deine Beteuerungen gegenüber den schwerwiegenden Anschuldigungen gelten?“ Wohl war er überzeugt, daß seine neugewonnenen Eltern ihn nicht eines solchen Verbrechens, das man ihm zur Last gelegt, fähig hielten. Aber was werden sie für Angst und Sorgen um ihn ausstehen? Was mag sein Freund und Landsmann thun, wenn er zum Plobenhofe kommt und der Erwartete ist nicht zur Stelle? Wird er den Genossen allein hier zurücklassen? Diese und andre Fragen entquollen seinem Herzen.

Nun schlug es fünf Uhr. Das Thor des Rathauses wurde aufgethan, mattes Licht fiel in seine Zelle. Der Morgen war da; vielen andern brachte er Freude, ihm Trübsal. Trotzdem fiel Georg auf seine Kniee und sprach laut sein Morgengebet. Als er im Vaterunser zu den Worten kam: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel“, da fühlte er zum erstenmal recht, was diese Worte für das menschliche Herz bedeuten. Wie die Arznei auf den kranken Körper, so wirkte das Gebet auf seine Seele. Er hatte sich kaum wieder erhoben, als sich die Thüre des Gefängnisses öffnete; der Gefangenwärter, Lochhüter genannt,

trat herein. Er gab ihm die Lehre, bei dem Verhöre ja die lautere Wahrheit zu bekennen, er könne sonst Bekanntschaft mit dem spanischen Stiefel und der Leiter*) machen. Er führte Georg in ein Gewölbe — dort saßen zwei Ratsherren und ein Schreiber. Sie ermahnten ihn, seine Schuld zu bekennen, die ja ohnehin klar zu Tage liege. Georg beteuerte, daß er das Verbrechen nicht begangen habe. Dabei blieb er auch, als die beiden ihn bestürmten, ja bedrohten. Sie winkten dem Schreiber; der öffnete eine Thüre, und ein Henkersknecht, in einen blutroten Mantel gehüllt, trat heraus. Er wurde nochmals aufgefordert ein reuevolles Geständnis seiner Missethat abzulegen, widrigenfalls es durch die Falter ihm abgezwungen würde. Georg erbleichte, als er das hörte. Die Richter nahmen dies als einen Beweis seiner Schuld; sie drangen noch mehr in ihn. Vergebens, er blieb standhaft. Sie gaben dem Henker einen Wink; er faßte Georg und wollte ihn hinwegschleppen. Vor Schreck fiel Georg auf die Kniee. Die Schrecken der Folter traten ihm vor Augen; er sah die blutbefleckten Marterwerkzeuge. Die Richter riefen ihm nochmals zu; er verstand nichts. Mechanisch nickte er mit dem Kopfe — die Sinne schwanden ihm. Als er erwachte, lag er wieder in seiner Zelle. Neben ihm stand der Lochhüter mit einem Wasserkrug, dessen Inhalt er auf Georgs Gesicht spritzte.

„Habe ich es dir nicht gesagt, Bürschlein, daß du freiwillig gestehen sollst? Siehst du? Leugnen hilft nichts.

---

*) Folterwerkzeuge.

Die Vaganten sind ein schlimmes Volk, die machen mir viel zu schaffen. Vor acht Tagen haben wir einen gehängt, der in Sankt Lorenzen den Opferstock erbrach. Wirst auch dran müssen. Gut, daß du beizeiten von deiner Ohnmacht erwacht bist; nun kann ich wieder weiter." Mit diesen Worten entfernte er sich. Georg verstand kaum, was der gefühllose Mensch sprach; er sank in einen tiefen Schlaf.

Groß war schon am frühesten Morgen bei dem Richter gewesen, um zu bewirken, daß Georg sogleich verhört werde. Es kam nicht selten vor, daß Gefangene monatelang in Haft gehalten wurden, ohne daß ein Verhör mit ihnen vorgenommen wurde. Es gelang seinem Einfluß auch, daß der Wunsch ihm erfüllt wurde. Georg zu sprechen, erlaubte man Groß nicht. Sorgenvoll ging er nach Hause. Er wußte wohl, daß der Schein gegen Georg war und daß für diesen, wenn keine gewichtigen Gegenbeweise vorgebracht werden konnten, die Sache sehr mißlich stand. Als er zum Plobenhofe kam, sprang Amicus auf ihn zu.

„Herr, was ist mit Georg?" rief der Bacchant beängstigt, „ist es wahr, was sie da drinnen sagen?"

„Was sagten sie dir?"

„Er habe den goldenen Becher gestohlen und sitze im Lochgefängnisse."

„Er ist in Haft."

„Es ist nicht glaublich, daß er das gethan."

„Man fand das Kleinod in seinem Reisebündel."

„Dann that es ein anderer hinein. Gestern abend

sagte er mir, er wolle nichts als seine Kleider und sein Buch mitnehmen."

„Das Buch lag neben seinem Bündel."

„So hat jemand an die Stelle des Buches den Becher gethan."

„Was sprichst du, Junge? Wer sollte es in meinem Hause wagen? Jedermann liebt Georg. Wer sollte ihm den Streich gespielt haben?"

„Meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß Georg unschuldig ist. Gestern mußte ich ihm schwören, daß ich baldestens mit ihm von Lindau nach Nürnberg zurückkehre. Anfangs wollte er gar nicht fort. Würde das einer thun, der einen Diebstahl begangen hat? Nein, nein, und tausendmal nein!"

„Du hast recht, mein Sohn!"

„Er hätte nicht daran gedacht, das Haus zu verlassen, wenn ihm nicht ebenso wie mir das Heimweh am Herzen genagt hätte."

„Nun wird mir manches klar! Komm herein ins Haus, damit du weiter berichten kannst!"

„Nicht eher, als bis ich alles versucht habe, Georg zu sprechen." Damit eilte er davon.

Amicus lenkte seine Schritte zum Rathaus. Im Hofe desselben stand er still. Er sah die vergitterten Luftlöcher; unter einem dieser mußte Georg schmachten. Da kam der Lochhüter die Treppe herauf, welche von den unterirdischen Räumen ans Tageslicht führte. Amicus erkannte ihn an dem mächtigen Schlüsselbund, der an des Aufsehers Seite klapperte. Langsam nahte er sich ihm.

„Verzeiht, Herr!“ redete er ihn an. Der Lochhüter fühlte sich durch diese Ansprache sehr geschmeichelt. „Ich bitte Euch, sagt mir, ob Ihr einen Schüler wegen Verdachts des Diebstahls unter den Euch anvertrauten Gefangenen habt?“

„Verdacht! Ha, ha! Er hat seinen Frevel eingestanden!“

„Er hätte etwas eingestanden, das er nicht begangen hat!“

„Wie der mit dem roten Mantel kam, bekannte er sich schuldig. Es war bloß zum Schrecken. Solche Bürschlein spannt man noch nicht auf die Folter; aber der Schrecken, ja der Schrecken, der wirkt oft ausgezeichnet.“

„So hat er es auch nur unter dem Schrecken gethan. Vielleicht wußte er gar nicht, was er sagte.“

„Geht mich nichts an; hat er's gethan, so ist es mein Vorteil. Er kommt bald auf den Rabenstein, und ich habe einen weniger zu bedienen.“ Er wollte weiter. Amicus vertrat ihm den Weg.

„Bester Herr! meint Ihr wirklich, es könnte mit ihm so weit kommen.“

„Frag ihn übermorgen selbst darum; da unten liegt er.“ Dabei deutete er auf ein Gitter — „ich wette, er gibt dir keine Antwort mehr.“ Er ging.

Amicus mußte sich an die Mauer lehnen; er wäre sonst umgesunken, so war ihm der Schreck durch die Glieder gefahren. Dann empörte sich sein ganzes Innere gegen die Roheit des Aufsehers.

In jener Zeit machte man wenig Umstände mit den Angeschuldigten; wollten sie nicht gestehen, so erpreßte man ihnen

durch die greulichsten Martern das Bekenntnis der oft aufgedrungenen Schuld. Daß dabei viele Unschuldige Schweres erlitten, läßt sich denken. —

Der Bacchant blickte durch das Gitter in die Tiefe. Nachdem sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschied er einen Körper, der auf den Steinen lag. Er rief: „Georg!“ Keine Antwort. Nochmals rief er. Der Schlafende wendete sich; Amicus sah jetzt deutlich, daß sein Kamerad da unten lag. Er entfernte sich, damit man keinen Verdacht gegen ihn schöpfe. Sein Plan war gemacht — er wollte zu Groß eilen, um diesem das Ergebnis der Unterredung mitzuteilen. Konnte Groß den Gefangenen nicht retten, so mußte Georg das Äußerste wagen, nämlich aus dem Kerker zu entfliehen. Als Amicus zum Herrenmarkt kam, konnte er kaum durch die dichte Menschenmenge, welche den Platz besetzt hielt. Die Zünfte hielten einen feierlichen Umgang. Sie marschierten eben über den Herrenmarkt zur Burg, um dort vor dem Kaiser vorbeizuziehen. Amicus versuchte sich vorzudrängen, um zum Plobenhofe zu gelangen. Vergebens, er mußte warten, bis der Zug vorbei war. Voraus gingen sechs Stadtpfeifer in roten Röcken. Dann kamen sechs Stadtknechte in Uniform und mit Waffen, Säbel und Hellebarte, versehen. Nun folgten die Meister des Metzgergewerbes; hinter diesen gewahrte man die Gesellen. Letztere trugen eine riesengroße Wurst. Sie war 658 Ellen lang und 514 Pfund schwer. Um sie bequemer weiterschaffen zu können, war sie um eine Stange gewickelt, welche 49 Schuh lang war. Die Wurst war aus Bratwurstgehäck; an Gewürzen waren

hiezu 20 Pfund Pfeffer und 1 1/3 Pfund Muskatblüte verwendet. Trotzdem kam das Wurstungeheuer bloß auf 120 Mk. nach unserm Gelde zu stehen. Der Kaiser freute sich ungemein über die lange Wurst, mehr noch aber über die lustigen Sprünge und derben Späße, welche die Narren machten, die dem Zuge vorausgingen. Die Metzger boten der Kaiserlichen Majestät ein Stück von ihrem Erzeugnisse dar, welches dieser mit großem Behagen verzehrte. Das übrige aßen sie selbst in ihrer Herberge, wohin sie sich nach dem Umgange zurückzogen.

Nachdem sich die Menge verlaufen hatte, konnte Amicus zu Groß. Im Hausflur standen Kunz und Heinz. Als diese den Schüler mit betrübtem Gesichte die Treppe hinaufsteigen sahen, blickten sie sich bedeutungsvoll an. In ihren Mienen war hämische Freude über das Gelingen ihrer That zu lesen. Sie standen noch ziemlich lange bei einander und unterhielten sich. Schließlich langte Heinz in die Tasche und brachte eine Handvoll Silbermünzen hervor, die er Kunz gab. Dieser wollte sie einstecken. Er räumte zuvor seine Tasche aus, die ein wahres Rabennest war, so viel gestohlenes Gut beherbergte sie. Einiges brachte er anderswo unter; andres Wertlose warf er weg, so auch ein zusammengerolltes Stück Papier. Endlich schieden die beiden; Kunz ging in die Gesindestube; Heinz eilte nach Hause.

VII.

Als Amicus in die Wohnstube bei Groß eintrat, kam ihm Frau Klara entgegen und bestürmte ihn mit Fragen über Georg.

„O edle Frau“, begann Amicus, „ich kann Euch nur Schlimmes über sein Schicksal mitteilen!“

„Was ist es? Sprich, ich bin gefaßt, das Schlimmste zu hören!“ Sie war bei den Worten des Schülers ganz bleich geworden; ihre Gestalt zitterte.

„Der Lochhüter sagte, Georg habe sich des Verbrechens schuldig erklärt“, fuhr Amicus fort.

„Nein, er ist kein Dieb, kein Missethäter. Er ist unschuldig, muß unschuldig sein!“ so rief Frau Klara im höchsten Schmerze.

„Beruhige dich, die Aussage wird erzwungen sein; es kann sich alles noch zum Besten wenden“, tröstete Groß seine Frau — er, der des Trostes selbst bedurfte.

„Ich glaube auch, daß dem so sei; der Aufseher legte mir das nahe“, fügte der Schüler hinzu.

„Er wird gerettet werden“, sagte Frau Klara. „Gott kann mich nicht so schwer prüfen wollen. Welch harter Schlag war es für mich, für uns, als mein leiblicher Sohn ins Grab sank! Und der, den ich ins Herz geschlossen hatte wie mein eigen Kind, der sollte durch die Hand des Henkers sterben! Ich würde es nicht überleben.“

„Du bist sehr aufgeregt; Ruhe wird dir wohl thun!“ mahnte Groß.

„Ich sollte Ruhe suchen, wenn das Schwert über Georg hängt? Nein, keine Minute könnte ich seiner vergessen“, jammerte Frau Klara.

„Ich will Erkundigungen über Georg einziehen. Amicus wird einstweilen dableiben“, sagte Groß.

„Ja, geh! Sieh, ob du sein trauriges Schicksal nicht günstiger gestalten kannst!“

Groß entfernte sich.

Frau Klara wendete sich zu Amicus: „Mein Gemahl sagte mir, du und Georg wolltet heute in eure Heimat zurückkehren.“

„So ist es. Heute früh vier Uhr wartete ich mit mehreren Schülern unten am Hause. Als Georg nicht erschien, ließ ich die andern allein ziehen. Zwei Stunden stand ich vor der Thüre, bis sie geöffnet wurde. Dann berichtete man mir von den Vorgängen, die sich gestern zugetragen.“

„Warum ließt ihr von euern Plänen nichts verlauten?“

„Georg meinte, Ihr, edle Frau, besorgtet, es könne ihm auf der Reise ein Unglück widerfahren und hieltet ihn zurück.“

„Er hat recht geurteilt. Nimmer hätte ich gestattet, daß er einen so weiten Weg ohne genügenden Schutz zurücklegt.“

„Er überlegte lange, ob er aus dem Hause heimlich entweichen solle. Aber ich Unglücklicher redete ihm selbst zu. Auch mich hatte das Heimweh wieder ergriffen. Wäre ich nicht gewesen, er hätte sicher nicht an die Reise gedacht; ja er wäre wahrscheinlich eher vor Sehnsucht nach seiner Heimat verschmachtet, als daß er die, welche er liebt und verehrt, in Betrübnis versetzt hätte.“

„Du magst im letzteren recht haben. Wer weiß, wohin der Stein rollt, wenn er die Spitze des Berges verläßt!“

„Georg hätte den heimtückischen Streich, den ihm ein boshafter Mensch versetzt, früher oder später doch verspüren müssen.“

„Du meinst, er sei das Opfer eines Bubenstreichs!“ fragte Frau Klara.

„Ich habe die feste Überzeugung“, entgegnete Amicus.

„Wer könnte so gottlos sein?“

„Ich weiß es nicht; aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich den Hinterlistigen noch entlarven werde.“

Frau Klara versank in tiefes Nachdenken. Wer sollte ihrem Liebling Böses zufügen? Er hatte ja niemandem von der zahlreichen Dienerschaft des Hauses etwas Übles gethan. Oder wollte man durch das Unglück Georgs sie treffen? Sie, die auch den geringsten Knecht mit Freundlichkeit und Güte behandelte! Lange blieb sie nachsinnend sitzen; auf alle ihre Fragen konnte sie sich keine Antwort geben.

Von der Treppe her hörte man Tritte, welche die Stille unterbrachen. Groß kehrte von seinem schweren Gange zurück. Gebeugten Hauptes, stumm, langsam näherte er sich seiner Frau. Sie stand auf und ging ihm entgegen. Sie wagte kaum zu fragen, was er ausgerichtet habe. Seine ganze Erscheinung sprach es deutlich aus. Frau Klara zitterte, als er zu reden begann; die Angst krampfte ihr das Herz zusammen. Mit fast tonloser Stimme erzählte Groß, was er erfahren hatte: „Wenn Georgs Unschuld nicht noch

erwiesen wird, so wird in drei Tagen der Stab über ihn gebrochen."

Der Herrin des Hauses wurde es dunkel um die Augen; in ihren Ohren brauste und toste es. Es war ihr, als würde sie von der Luft von allen Seiten zusammengepreßt; der Boden schien unter ihren Füßen zu wanken. Mit einem lauten Schrei stürzte sie nieder. Groß sprang auf sie zu und hob sie auf — sie bewegte sich nicht. Er rief nach Wasser. Amicus konnte sich anfangs vor Schreck kaum von der Stelle rühren. Er reichte Groß einen Krug, der mit Wasser gefüllt war. Er selbst konnte nicht mehr im Zimmer bleiben; er glaubte da ersticken zu müssen; er eilte die Treppe hinab; es rannen ihm heiße Thränen aus den Augen. Im Hausflur blieb Amicus stehen. Er teilte einer Magd mit, was die Herrin betroffen hatte. Dabei gewahrte er das Papier, das vorhin Kunz entfallen war. Er entfaltete es und sah, daß es Georgs Handschrift trug. Er meinte, dieser habe den vollgeschriebenen Fetzen vielleicht weggeworfen; doch steckte er das Papier ein. Dann eilte er zum Lochgefängnis. Vielleicht konnte er Georg sprechen.

Als Amicus kam, stieg der Aufseher gerade hinab zu dem Gefangenen.

„Kannst deinen Kameraden aufsuchen, wenn du willst. An seinen letzten drei Tagen hat jedermann Zutritt", rief der Lochhüter.

Der Schüler folgte ihm. Georg war in einer besseren Zelle als früher. Vor ihm standen Speisereste und ein

Becher mit Wein. Die Verurteilten pflegte man vor ihrem Ende gut zu verköstigen.

Die beiden Freunde hielten sich lange stumm umschlungen; nur ein leises Weinen hörte man. Endlich riß sich Amicus los und fragte: „Aber, um Gotteswillen, wie konntest du ein Verbrechen eingestehen, das du gar nicht begingst?"

„Ich gestand es nicht; was ich sagte, als ich vor Schrecken von Sinnen war, kann nicht als Bekenntnis gelten."

„O armer Georg, die grausamen Richter haben dir übel mitgespielt!"

„Sie haben sich ein Geständnis erstohlen."

„Höre, Georg!" — Amicus sprach ganz leise — „ich werde dich befreien; ich werde nachts deine Fesseln lösen; wir werden fliehen."

„Es wäre vergeblich, hier ist kein Entrinnen möglich. Die Thüren sind von Eisen, die Gitter ungeheuer stark, und wenn es dir gelänge, sie zu lösen — es wäre doch umsonst. Sieh, diese Ketten umschließen nachts meine Hände und Füße; nur der Aufseher kann mir diese Last abstreifen."

Amicus senkte traurig das Haupt.

Da trat der Lochhüter heran. „Ihr flüstert miteinander, macht Pläne — hüte dich, Bacchant, daß du nicht das Los deines sauberen Kameraden teilst! Möchte der Vogel wohl ausfliegen? Er wird bald genug aus dem Käfig geholt werden. Vorwärts jetzt, geht auseinander! Was hilft das Flennen? Geh voraus, Bacchant!"

Die Freunde umarmten sich zum Abschiede; ihre Thränen

vermischten sich. Georg sank schluchzend auf einen Schemel. Amicus entfernte sich mit dem Aufseher.

Frau Klara war heftig erkrankt.

Als Amicus am andern Tag in das Haus kam, wagte er kein lautes Wort zu reden. Groß war von der Wucht des Unglücks ganz niedergedrückt; er kam soeben von Georg. Dieser wünschte nochmals sein Buch zu durchblättern, an dem er jahrelang gearbeitet. Groß gab es dem Bacchanten mit dem Wunsche, es dem Gefangenen zu bringen. Dieser vollzog augenblicklich den Auftrag. Aber er konnte den Freund nicht sprechen — es war der Geistliche bei ihm, um den Verurteilten auf das Ende vorzubereiten. Er übergab das Buch dem Lochhüter, der versprach, dasselbe an Georg abzuliefern.

Amicus wandelte den ganzen Tag wie ein Träumender umher. Er glaubte nicht, daß er den schrecklichen Tag überleben könne.

Wer ihn sah, meinte einen geistig Gestörten vor sich zu haben. Weinend warf er sich abends auf sein Lager und durchwachte die ganze Nacht. Am andern Morgen erhob er sich vor Sonnenaufgang. Rasch kleidete er sich an und eilte zum Rathause. Das Thor war noch verschlossen. Ungeduldig lief er auf und nieder; endlich öffneten sich knarrend die großen eisernen Thorflügel. Er suchte den Aufseher. Dieser fluchte über die Störung; er lag noch in dem Bette. Endlich kam er und führte Amicus zu Georgs Zelle.

„Du hast mich genug geplagt; gut, daß ich den da drinnen heute vormittag los werde.“ Mit diesen Worten

schob er den Riegel zurück, stieß den Schüler hinein, schloß die Thür wieder und stieg brummend die steinerne Treppe empor.

Georg hatte noch geschlafen; nun richtete er sich auf. Als er den Freund erblickte, lächelte er, reichte ihm die Hand und sagte: „Habe Dank, mein Lieber, für deine Treue und Freundlichkeit, die du mir in den letzten Tagen bewiesen hast!"

Amicus zog ihn schluchzend an seine Brust. Georg ergriff sein Buch, reichte es dem Freunde und sprach: „Nimm dies als Andenken von mir. Es ist zwar wenig; aber du wirst dich später, wenn du es betrachtest, meiner erinnern."

„Muß es denn wirklich sein, daß ich dich verliere? Ich kann es nicht glauben. Ist denn nicht alles ein böser Traum?"

„Es muß sein; nur wenige Stunden noch sind mir beschieden."

„Wie giftige Schlangen nagt es mir am Herzen, wenn ich bedenke, daß du unschuldig leiden mußt."

„Litt unser Heiland nicht noch viel Schwereres? Er war ganz rein und ohne Fehler. Einen Teil der Schuld trage ich doch; es ist dies meine geplante Flucht aus dem gastlichen Hause. Auch das kleinste Unrecht kann so riesig wachsen, daß es seinen Urheber vernichtet."

„Ich, ich Elender, bin der Urheber jenes kleinen Unrechts!"

„Sprich nicht so; der Schuldige bin ich allein!" Georg wollte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen,

darum sagte er: „Als ich das Buch einpackte, war es noch unverletzt. Nun sind von einigen Blättern Stücke abgerissen. Sollten die mit dem goldenen Pokal vertauscht worden sein?"

Amicus griff in die Tasche und holte das Papier heraus, das er im Plobenhofe gefunden hatte.

Georg rief: „Dies sind die fehlenden Stücke!"

„Das ist eine Spur, die uns auf den Thäter lenken kann, der den Bubenstreich vollbracht. Ich fand das Papier da, wo vorher Heinz und ein Diener des Groß standen. Merkst du nichts? Diese ließen das Papier fallen. Heinz ist der Thäter; mein Herz verkündigt es mir. Hat er dir nicht Böses zugefügt, ehe er dich nur kannte? Öfters sah ich die beiden beisammen stehen und geheimnisvoll mit einander sprechen. O sinke nieder auf die Kniee und bitte Gott, daß er mir hilft, den Bösewicht zu entdecken!"

Georg kniete nieder und betete mit lauter Stimme zu Gott um Gnade, um Hilfe.

Amicus wollte fort, die Thür war verschlossen. Er klopfte, er schlug an die Thür — niemand hörte. Mit beiden Fäusten trommelte er an dieselbe; das Blut lief ihm von den Händen — er achtete nicht darauf. Er schrie, so laut er konnte; er wurde heiser; die Stimme versagte ihm. So war denn alles vergebens! — Erschöpft warf er sich mit den Worten neben Georg auf die Erde: „Bete eindringlicher! Laß uns zusammen Gott um Rettung anflehen! Nur er kann noch helfen; von Menschen ist nichts mehr zu erhoffen."

Sie lagen beide auf den Knieen.

Auf der Sebalder Kirche schlug es sieben.

Nur noch zwei Stunden waren Georg vergönnt! —

Es schlug viertel, halb acht. Kein Retter nahte sich! Endlich klirrte der Schlüsselbund des Aufsehers; Groß trat in die Zelle. Die beiden Schüler hörten nichts davon. Erst die Worte des Lochhüters bewirkten, daß sie aufblickten. Amicus sprang auf und erzählte in fliegenden Worten seine Vermutungen. Daraufhin rief Groß:

„Vorwärts, Amicus, keine Minute ist mehr zu versäumen! Nimm das Buch und die Blätter; folge mir! Und Ihr, Lochhüter, sagt ihnen, wenn sie kommen, Georg zu holen, daß dieser unschuldig ist, und daß ich eben zum Richter gehe, um seine Unschuld zu beweisen."

„Kein Wort sage ich, wenn ich keine Vollmacht von der Obrigkeit dazu bekomme", entgegnete der Lochhüter.

Groß warf dem Hartherzigen einen finsteren Blick zu und eilte mit Amicus fort. Sie liefen mehr, als sie gingen. Als sie beim Richter eintraten, schlug es acht. Groß erzählte alles und forderte Aufschub der Ausführung des Urteils an Georg. Letzteres erklärte der Richter nur für möglich, wenn Heinz und Kunz bekennen würden, daß sie den Streich vollbracht. Er glaube dies jedoch selber nicht, da ja Georg seine Missethat eingestanden habe. Auf langes Zureden ließ sich der Richter endlich bewegen Heinz und Kunz zu verhören.

Amicus rannte zum Plobenhofe, um Kunz zum Richter zu rufen. Kunz war verschwunden. Er lief zu Heinz und sagte seinen Auftrag. Dieser erblaßte, ging in den Stall,



Laßt ihn los!

zog ein Pferd heraus, schwang sich hinauf und ritt im Galopp zum Thore hinaus. Er ging nochmals zum Plobenhofe; da hörte er, daß Kunz in der Frühe den Dienst verlassen habe und damit die Stadt.

Es schlug halb neun; er kehrte zum Richter zurück. Dieser und Groß waren nimmer zu finden. Nun eilte er zum Lochgefängnisse; er glaubte, die beiden seien dort. Er kam gerade recht um zu sehen, wie Georg hinausgeführt, auf einen elenden Karren gesetzt wurde und wie sich dieser in der Richtung nach dem Frauenthore zu bewegte.

Amicus glaubte, Herz und Kopf müßten ihm zerspringen. Die Füße wollten ihn nimmer tragen; der Atem ging ihm aus; er mußte sich auf einen Stein setzen. Inzwischen war das Gefährte seinen Blicken entschwunden. Er sprang auf und rannte keuchend dem Fuhrwerke nach. Er gelangte aber in eine Straße, in welcher er dasselbe nicht erblickte. Er fragte, wo der Rabenstein sei. Man sagte ihm lachend, er befinde sich hier in einem Stadtteil, der dem gesuchten ganz entgegengesetzt liege. Endlich kam er zum Turme beim Frauenthore. Er lief und lief — endlich sah er den Galgen, die Leiter, auf dieser Georg.

Er schrie aus Leibeskräften: „Halt ein! Halt ein!" Die neugierige Menge richtete die Augen auf ihn.

Die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen. Mit aller Anstrengung rief er: „Er ist unschuldig; laßt ihn los!"

Die Leute ließen ihn durch; er stürzte auf Georg zu. Der hatte ihn längst erspäht. Er wollte von der Leiter springen; der Henker hielt ihn wie mit eisernen Klammern fest.

„Meister, waltet Eures Amts!“ rief jetzt eine Stimme. Da wurde in der Ferne eine Staubwolke sichtbar.

Gerade, als hätte Gott es ihm eingegeben, rief Amicus: „Dort kommt der Schuldige!“ In der That war es so. Auf schweißbedecktem Rosse nahte sich Heinz; er hatte ein weißes Tuch in der Hand und rief: „Laßt ihn los! Ich bin der Schuldige!“

Die Menge wich scheu zurück. Heinz rief nochmals: „Ich bin der Schuldige!“ Das Pferd war durch den Ritt zum Tode erschöpft; es sank zusammen, schleuderte dabei den Reiter herunter und an den Fuß des Galgens. Ein Wehgeschrei erfüllte die Luft; man sah wohl, wie der Unglückliche mit dem Kopfe an das Holz geworfen wurde. Er rief mit sterbender Stimme:

„Georg, Georg, kannst du mir vergeben?“ Dieser antwortete: „Ich habe dich nicht gehaßt. Möge dir Gott vergeben, wie ich dir vergebe.“ „Wie — ich — dir — danke!“ Dies waren die letzten Worte des Jünglings.

Eben kam auch Groß mit einem Boten vom Kaiser. Nachdem alle Mittel zur Rettung des Angeschuldigten erschöpft waren, war er auf die Burg geeilt und hatte sich dem Kaiser zu Füßen geworfen. Dieser ließ sich von der Unschuld Georgs überzeugen und sandte Groß mit einem Boten zur Richtstatt. Sie wären freilich zu spät gekommen, hätte nicht vorher ein höherer Richter seines Amtes gewaltet. Heinz war von Gewissensbissen so gequält worden, daß er sein Pferd wandte und zum Rabensteine lenkte.

Georg wurde sogleich losgegeben. Er sank seinem

Freunde in die Arme. Beide weinten Thränen der Wehmut und der Freude. Groß nahm die beiden in sein Haus. Auf dem Heimwege sahen sie, wie Kunz gefesselt zum Gefängnisse geführt wurde.

Für Frau Klara war die beste Arznei die Rettung Georgs. Einige Tage später reiste sie mit Georg nach Lindau. Der Aufenthalt daselbst wirkte so günstig auf ihre Gesundheit, daß sie beschloß, jedes Jahr mehrere Wochen an dem lieblichen See zu verweilen. Georg nahm den Namen Groß an und wurde ein tüchtiger Handelsherr. Amicus dagegen studierte eifrig weiter. Durch die Hilfe von Groß konnte er die Universität beziehen, so daß er später ein vortrefflicher Lehrer an der Schule zu St. Ägidien wurde. Den Vaganten sah er aber scharf auf die Finger. Er hatte seine Schüler sehr lieb, duldete jedoch nicht, daß sie faul oder unordentlich waren.

Frau Lober, die Mutter des Heinz, überlebte den Tod ihres Sohnes nicht lange. Sie hatte jedoch erkannt, wie ein Teil der Schuld am Untergange des Unglücklichen ihr gebühre, da sie gar oft, wenn Groß die Unarten des Neffen strafen wollte, denselben in Schutz genommen und durch ihre Schwachheit den Knaben verdorben hatte. Vor ihrem Tode bestimmte sie ihr Vermögen zu milden Stiftungen und zwar größtenteils zu solchen, welche der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend dienten.



Albrecht von Wallenstein
auf der Universität zu Altdorf.

I.

„Ja, er fing klein an und ist jetzt so groß!"
(Schiller, Wallensteins Lager.)

An einem Sommernachmittage im September 1599 strömte eine große Menschenmenge dem „Heilsbronner Hof" zu, einem berühmten Gasthause Alt-Nürnbergs. Kein Wunder, führten ja die Meistersinger dortselbst eines der so beliebten Schauspiele Hans Sachsens auf! Ein paar Bürger blieben vor dem Hausthore stehen und lasen, was mit Kreide an einer schwarzen Tafel geschrieben stand:

Die geduldige und gehorsame
Markgräfin Griselda,
Komödie mit dreizehn Personen und hat 5 Akte.

Dann zahlte jeder an den Kassierer, der mit einer Blechbüchse beim Eingange zum Hofe stand, zwei Kreuzer. Wer das Eintrittsgeld bezahlt hatte, durfte sich einen Platz auf den dort aufgeschlagenen Bänken wählen; bald waren sie mit Zuschauern völlig besetzt. Plötzlich wendeten sich alle Köpfe dem Eingange zu; es erschienen die Gesandten des Herzogs von Bayern, Maximilians I., denen zu Ehren heute gespielt werden durfte; denn in der Regel fanden die Theatervorstellungen bloß von Lichtmeß bis zur Fastenzeit statt.

Im Hofraume waren auf drei Seiten Galerien angebracht, von denen aus die Vornehmen der Stadt dem Schauspiele zusahen; dorthin geleitete auch ein Ratsherr die Gäste. Ein Stadtknecht hatte dabei die allzu neugierigen Zuschauer zurückgedrängt und sich dann mit seinem langen Spieße am Eingange aufgepflanzt.

Nun trat der Herold auf die aus Balken und Brettern bestehende Bühne, verneigte sich und sprach:

„Glück und Heil den ehrenfesten
Auserwählten edlen Gästen,
Die versammelt sind zumal
Hier im hohen Fürstensaal."

Damit zeigte der Redende den Ort der Handlung des Stückes an; dann gab er den Hauptinhalt desselben und schloß mit der Mahnung:

„Schweigt nun 'ne Weil und haltet Ruh'
Und höret der Komödie zu,
Wie alles sich verlaufen thu'.

Es wurde wirklich ganz stille, aber nicht für lange. Während die beiden Räte und der Markgraf, die im Stücke vorkommen, auftraten und sich besprachen, erscholl von der Straße her lautes Gelächter und Gejubel. Der Stadtknecht hielt den Lärmenden seinen Spieß vor, um sie am Eintreten zu verhindern; aber der erste sprang darüber, und die andern folgten mit gewaltigen Sätzen nach. Um sich das Schauspiel in nächster Nähe ansehen zu können, stellten sich die Eindringlinge ohne weiteres auf die Bühne. Einige setzten sich sogar „in den hohen Fürstensaal“, zogen ihre Degen und verspotteten die Zuschauer. Diese waren mit Recht über die Störenfriede, Studenten von der Nürnberger Universität Altdorf, aufgebracht, und es entspann sich bald ein Wortkampf zwischen beiden Parteien. Unter den Studenten war der übermütigste der junge Freiherr Albrecht von Wallenstein, der Ende August aus Böhmen zum Besuche der Universität eingetroffen war. Nun stimmte Wallenstein gar ein Lied an, und seine Freunde fielen laut ein; dazu machte des ersteren großer schwarzer Pudel die ergötzlichsten Sprünge. Das war den guten Bürgern doch zu viel. Sie erstürmten die Bühne, vertrieben die Lärmmacher und verjagten sie aus dem Hofe des Gasthauses. Unterdessen war die Wache herbeigekommen und wollte die Ruhestörer festnehmen. Wallenstein verteidigte sich mit seinem Degen, mußte aber schließlich die Flucht ergreifen, wobei ihm die Verfolger dicht auf den Fersen blieben. Er geriet in eine Gasse in der Nähe der Burg, und schon glaubte er gefangen zu sein, als er die offene Thür eines hohen turmähnlichen Hauses bemerkte, in das er ungesehen schlüpfte.

Er stieg die Treppe empor, bis er am obersten Gemache stand; er klopfte an, um darin Schutz zu suchen, und auf ein leises „Herein" betrat er die Stube.

Überrascht blieb der Jüngling stehen, als er sah, was das Zimmer barg. Da erhob sich ein kleines eisgraues Männchen und schritt auf Wallenstein mit den Worten zu: „Seid gegrüßt, vieledler Freiherr Albrecht von Wallenstein!"

„Ihr kennt mich?" fragte Wallenstein verwundert.

„Besser, als Ihr glaubt, kenne ich Euch und Eure Lebensschicksale."

„Wäre es möglich? Ihr, ein mir völlig Unbekannter!"

„Soll ich Euch sagen, warum Ihr nach Altdorf kamt? Weil Ihr die strenge Zucht auf der adligen Schule in Olmütz nimmer ertragen konntet. Euer Onkel Johann Kawka von Rican sah Euch ungern von dort scheiden. Der Präzeptor, den er Euch mitgab, bekam Befehl, Euch streng zu halten, und auch Euer Famulus hat geheime Instruktionen."

Der Jüngling wich betroffen zurück; dann warf er fragende Blicke auf den Alten, der scheinbar sich mit den im Zimmer aufgestellten Instrumenten zu schaffen machte. Dieser richtete nämlich eines der großen Fernrohre gegen den Himmel, blickte auf die Sternkarten, die an der Wand hingen, und öffnete ein Fenster der wohleingerichteten Sternwarte.

„Ihr kennt mich nicht", begann nun das Männchen, „es ist auch kein Wunder! Die Professoren von Altdorf sind Euch so unbekannt wie die Kollegiensäle."

„So wäret Ihr —"

„Der Professor der Astronomie Dr. Lituus und nebenbei ein Freund der astrologischen Kunst.“

„So habt Ihr das alles aus den Sternen gelesen?“

„Nicht alles, aber manches.“

„Dann nehmt mich als Schüler Eurer Wissenschaft an; denn mich verlangt sehr, gleich Euch in den Sternen die Schicksale der Menschen wie Völker zu lesen!“

„Und das Studium der Rechtswissenschaft?“

„Das wird nachher so eifrig wie vorher, d. h. gar nicht betrieben werden.“

Dr. Lituus schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Wozu auch studieren? Ich werde doch Soldat, wozu ich wirklich Neigung habe, und dann hoffe ich mit dem Schwerte einst alle juristischen Fragen zu lösen! Doch sprecht, hochgelahrter Herr, seid Ihr stets hier zu finden?“

„Ich halte in diesem Semester keine Vorlesungen, um meinen Beobachtungen obliegen zu können. Leider Gottes ist in Altdorf noch keine Sternwarte, und so lebe ich hier in diesen Räumen, die ein Berühmterer als ich zu den Forschungen über die Gestirne einrichtete. Johannes Regiomontanus, der König unter den Astronomen, hat hier die Sterne beobachtet.“

Wallenstein trat zu dem Alten ans Fenster.

„Seht“, begann Lituus, „wie sich die an Kunst und Wissenschaft reiche, an Ehre und Reichtum volle Stadt vor uns so friedlich ausbreitet; aber bald, bald wird es anders kommen.“ Dabei versank der Astrolog in tiefes Sinnen.

Der Jüngling ließ unterdes seine Blicke über die weite Landschaft, über die Häusermassen schweifen, bis sie an der

hochragenden Burg haften blieben. Er betrachtete aufmerksam den uralten, fünfeckigen Turm, den die Römer gebaut haben sollen, dann die hohe Warte „Luginsland,", die ihrem Namen vollkommen entsprach. Er sah in die tiefen, hundert Fuß breiten Stadtgräben hinab und schätzte, daß ein so befestigter Ort wohl uneinnehmbar sein müßte, zumal wenn von den Wällen die Kanonen ins Land donnerten. Währenddem übergoß die scheidende Sonne alles mit zartem rosigen Lichte; die Sebalder- und Lorenzerkirche warfen riesige Schatten auf Häuser und Straßen; die Schwalben flogen zwitschernd ihren Nestern zu, und das Abendgeläute klang von der Stadt weit hinaus über die schweigenden Fluren und Wälder.

Der Professor fuhr aus seinen stillen Betrachtungen empor und rief Wallenstein zu: „Auf, rüstet Euch zur Heimreise; es dunkelt, und Ihr wißt, daß im Reichswalde allerlei Raubgesindel haust!"

„Ihr habt recht; es ist Zeit zum Aufbruche. Doch seid ohne Sorgen; meine Gefährten lagern in der Wirtschaft „Zum Lindenast". An uns wird sich niemand wagen. Doch sagt mir, hochgelahrter Herr Professor, wann ich Euch wieder besuchen darf, um die Wunder des Himmels mit Euch zu erforschen?"

„Wann Ihr wollt! Ihr werdet mir jederzeit willkommen sein."

„So lebt denn wohl! Ich hoffe, Euch bald wiederzusehen."

Damit entfernte sich Wallenstein, um die andern Studenten aufzusuchen. Diese hatten sich in dem vorher be-

stimmten Gasthause zusammengefunden. Noch vor Thorschluß verließen sie unter großem Lärmen die Stadt und zogen unter noch größerem in Altdorf ein.

II.

„Denn zu Altdorf im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos."
(Schiller, Wallensteins Lager.)

Als der Jüngling am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne bereits ziemlich hoch am Himmel. Er dachte an den gestrigen Tag; aber keine Spur von Reue regte sich in seinem Herzen über den von ihm im Theater verübten Übermut. Da klopfte es an die Thür. Eine lange hagere Gestalt, sehr einfach und in Schwarz gekleidet, trat ins Zimmer und begrüßte Wallenstein aufs freundlichste. Dieser aber nahm von seinem Präzeptor wenig Notiz und hielt es nicht der Mühe wert, die liebreichen Ermahnungen desselben nur anzuhören.

„Vor wenigen Tagen seid Ihr ins siebzehnte Jahr getreten, hochedler Junker; laßt doch nun die thörichten Jugendstreiche und wendet Euch dem ernsten Studium zu! Ganz Altdorf war gestern nachts in Aufruhr, als Ihr von Nürnberg heimkamt. Und der Senat der Universität ist ernstlich gewillt, die nächtlichen Tumulte zu unterdrücken. Gebt acht, daß Euch nicht Strafe trifft, lieber Junker!"

Wallenstein hatte sich unterdes angekleidet; er war eine kräftige Jünglingsgestalt, fast zu groß für seine sechzehn Jahre, die er am 15. September vollendet hatte. Wie klein

nahm sich dagegen sein kaum ein Jahr jüngerer Famulus aus. Alle drei waren kürzlich nach Altdorf gekommen und wurden am 29. in die akademische Matrikel eingetragen. Dort stand:

Albertus a Waldstein, Baro Bohemus.

Johannes Heldreich, praeceptor Görlicensis, Lusatus.

Wenceslaus Metrouski, Famulus.

Wallensteins Oheim Johann Kawka hatte diese Begleiter für seinen Neffen ausgewählt. Schon im zehnten Jahre verlor der Knabe seine Mutter und im zwölften seinen Vater. Sein Oheim mütterlicherseits Albrecht Slawata nahm ihn zu sich auf die Burg Koschumberg; aber Kawka brachte ihn von dort nach Olmütz. Auch da war seines Bleibens nicht lange. Und nun sollte ihn Johannes Heldreich in Altdorf zu den Studien und zu geregelter Lebensweise anhalten. Wenzeslaus, der Sohn eines treuen Dieners, war ihm dabei zu gutem Vorbilde im Studium bestimmt.

Als Wallenstein seinen Degen umgegürtet, einen kurzen modischen Mantel angelegt und einen großen Hut aufs Haupt gedrückt hatte, ließ er seine beiden Begleiter stehen und ging schweigend davon. Wie er aus seinem Hause, nahe der Kirche, trat, sah er vor dem Gasthofe „Zum schwarzen Bären" eine Anzahl Studenten sich eifrig unterhalten. Er eilte hinzu und erfuhr, daß der Senat den Studierenden von neuem die Kleiderordnung eingeschärft habe und daß insbesondere das Tragen von Hüten und kurzen Mänteln streng verboten worden sei. Eben kam der Universitätspedell daher und forderte die Studenten auf, ihre vorschriftswidrigen

Kleider abzulegen, im andern Falle müsse er sie zur Anzeige bringen.

„Ja, wir wollen unsre kurzen Mäntel und großen Hüte ablegen; kommt, Kommilitonen, wir werden dabei der Stadt und der Universität ein Schauspiel liefern, wie man es allhier noch nie gesehen!“ Die Studenten folgten Wallenstein, der ihnen seine Absichten auseinander setzte. Lachend stimmten sie ihrem Anführer bei und zerstreuten sich auf „Baldiges Wiedersehen!“ Wallenstein begab sich wieder ins Haus zurück, wo sein Präzeptor nochmals seine schon gehaltene Rede wiederholte. Wenzeslaus bedauerte innerlich den armen Heldreich und noch mehr den um seinen Neffen treu besorgten Oheim. Er nahm sich vor, letzterem bei Gelegenheit die Sachlage mitzuteilen, da er Schlimmes für den jungen Baron und Unangenehmes für dessen Gönner, Johann Kawka von Rican, befürchtete. Kopfschüttelnd ging Heldreich in sein Zimmer; Wenzeslaus folgte ihm. Beide setzten sich stumm an ihre Bücher und studierten fleißig.

Die Ranken des Weinstocks schauten zum offenen Fenster herein; die Sonnenstrahlen lockten die Fleißigen, der engen Stube zu entfliehen; ein Fink setzte sich aufs Fensterbrett und rief: flink, flink, flink, komm mit, komm mit; aber der Präzeptor und der Famulus schauten kaum von den dickleibigen Folianten auf. Da erscholl unten vor dem Hause ein unbändiges Gelächter, so daß die beiden aufsprangen und zum Fenster eilten. Selbst Wenzeslaus konnte sich bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot, der lauten Heiterkeit nicht enthalten; sogar

die bleichen Züge Heldreichs wurden von einem Lächeln bewegt, das aber rasch von finsteren Mienen verjagt wurde. Fast aus allen naheliegenden Häusern kamen Studenten in absonderlichem Anzuge hervor. Sie hatten die verbotenen kurzen Mäntel abgelegt und sich in lange weiße Bademäntel gehüllt; statt der Hüte trugen sie papierene Mützen, und statt des ebenfalls verbotenen langen Degens hatten sie ein hölzernes Schwert in der Hand. Zwei sehr kleine Studenten hatten unmäßig große Trommeln umhängen, welche sie aus Leibeskräften bearbeiteten; Wallenstein kommandierte die Schar und führte sie zum oberen Thore hinaus. Bald bogen sie links ab dem Schwarzachthale zu; in einer schön gelegenen Kellerwirtschaft, Löwengrube genannt, machten sie Halt, und nun entwickelte sich dort ein Leben und Treiben, so laut und lustig, wie vielleicht nie zuvor. Hohe Tannen und laubige Buchen überdachten die enge Schlucht; Farnkräuter breiteten in dem Waldesschatten ihre Wedel aus; dazwischen lagen auf grünem Moospolster singende und pokulierende Studenten. In der allgemeinen Fröhlichkeit erklärte Wallenstein plötzlich, er müsse vor Nacht noch nach Nürnberg kommen. Darüber gab es erst allgemeines Staunen; man wollte ihn zurückhalten; er riß sich aber fast gewaltsam los. Da verabredete man, ihm hoch zu Roß bis zu dem Marktflecken Feucht das Geleite zu geben. Die Studenten kehrten in feierlichem Zuge nach Altdorf zurück. Aber der Ausführung des Planes stellten sich dort unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; denn die meisten hatten kein Pferd zu ihrer Verfügung. So unterblieb, was sie vorhatten, und Wallenstein ritt allein

davon. Heldreich hatte Wallenstein durchaus vom nächtlichen Ritte zurückhalten wollen; der aber steckte kaltblütig zwei Pistolen in die Satteltaschen und sprengte zum Thore hinaus.

Im Anfange besuchte Wallenstein wöchentlich ein- bis zweimal Dr. Lituus; später aber brachte er jede zur Beobachtung günstige Nacht in der Sternwarte zu, was dem Präzeptor Gelegenheit zu vielen erfolglosen Ermahnungen gab. Wenzeslaus zerbrach sich vergeblich den Kopf, was seinen Herrn allnächtlich nach Nürnberg ziehe. Er hatte mit Heldreich von Wallensteins Oheim den Befehl erhalten, ihm durch einen Boten sogleich Nachricht zu geben, wenn dem Junker irgend eine Gefahr drohe. Der Famulus hatte wirklich Besorgnis, daß die Ritte nach Nürnberg dem jungen Freiherrn Verderben bringen könnten, und er war öfters nahe daran, Nachricht davon an Kawka gelangen zu lassen. Da er aber den Grund zu den nächtlichen Ausflügen nicht wußte, so ließ er vorläufig sein Vorhaben unausgeführt.

III.

„Hätt' seinen Famulus bald erschlagen."
(Schiller, Wallensteins Lager.)

Das Jahr 1599 war zu Ende gegangen. Wallenstein hatte bereits vier Monate auf der Universität zugebracht. Flehentliche Bitten hatte Heldreich an seinen Zögling gerichtet; trotzdem blieb dieser jetzt den Hörsälen so fern wie am Anfange seiner akademischen Laufbahn. Da beschlossen

der Präzeptor und der Famulus um jeden Preis zu erforschen, was Wallenstein in Nürnberg treibe. Heldreich war zu solchen Unternehmungen zu ungeschickt, als daß irgend ein Erfolg aus seinen Bemühungen zu ersehen gewesen wäre. Darum beschlossen sie, Wenzeslaus solle dem jungen Freiherrn nachgehen, um zu erfahren, wo dieser seine Nächte zubringe. Aber Wallenstein war zu Pferd; um ihm folgen zu können, hätte der Famulus sich von einem Hasen die Beine leihen müssen. Wenzeslaus machte nun den Vorschlag, er wolle sich vor Nürnberg auf die Lauer legen; wenn Wallenstein dort ankomme, wolle er ihm auf den Fersen bleiben. Gesagt, gethan! Wenzeslaus marschierte eines Nachmittags auf der Altdorf-Nürnberger Straße dahin.

Die Stadt Nürnberg ist von drei Seiten vom Reichswalde umgeben, der wieder in den südlichen Lorenzerwald und in den nördlichen Sebalderwald geteilt wird, die sich beide im Osten vereinigen. Der heilige Laurentius und der heilige Sebaldus waren der Sage nach die beiden Glaubensboten, welche in der Nürnberger Gegend das Christentum verkündigten; nach ihnen werden die Wälder so genannt. Wenzeslaus überrieselte ein leichter Schauer, als er den winterlichen Forst betrat, den er einige Stunden lang durchwandern sollte. Er wußte wohl, welche Raubanfälle und Mordthaten an friedlichen Menschen dort verübt wurden. Aber er überlegte, daß er sich seinem Wohlthäter zuliebe in Gefahr begebe, der Wallenstein sehr, ja zu sehr liebe und dem unsägliches Herzeleid bereitet würde, wenn Albrecht auf gefährliche Abwege geriete. So schritt er

denn klopfenden Herzens durch den düsteren schneeverhüllten Föhrenwald. Bei dem Dorfe Altenfurt befindet sich eine uralte Kapelle, deren Gründung Karl dem Großen zugeschrieben wird. Mit Inbrunst warf er sich dort vor dem Christusbilde auf die Kniee, Gott für den bisherigen Schutz dankend und weiteren erflehend. Mit freudigerem Mute setzte er dann seinen Weg fort, und endlich lichtete sich der Wald. Eine umfangreiche Eisfläche glänzte zur Linken. Der Dutzendteich, der an Größe manchen der kleineren Seen übertrifft, breitete sich vor seinen Blicken aus. Noch einige Schritte und Nürnberg lag vor ihm. Mit Entzücken schweiften seine Blicke in die Weite. Über den Häusern mit den leuchtenden roten Ziegeldächern lag ein feiner Duft, aus dem wie Inseln die höchsten Gebäude emporragten. Wie ein Kind an die Mutter, so schmiegt sich die Stadt an den Burgberg, der mit seinen Türmen und Häusern einen überaus malerischen Anblick darbietet. Jeder Schritt ließ ihn neue Schönheiten erkennen. Bald konnte er den grauen Mauergürtel, der die Stadt umzog, genau verfolgen; besonders gefielen ihm die vier großen runden Türme, die zur Verteidigung der Stadt bestimmt waren; wie senkrechtstehende Kanonenrohre kamen sie ihm vor. Sein Weg führte ihn zu einem der eigentümlich gestalteten Türme hin. Durch das Frauenthor trat er in die Stadt. Die Furcht hatte seine Füße beflügelt; er langte viel eher an, als er dachte. Er rechnete, daß er noch zwei Stunden Zeit habe, bis Wallenstein komme. Eine Stunde wollte er der Besichtigung all der Sehenswürdigkeiten widmen und sich dann an seinen Lauscherposten begeben.

Das Innere der Stadt machte ihm beim Anschauen nicht weniger Vergnügen als der äußere Anblick. Die breiten Straßen mit den festen Steinhäusern kamen ihm wirklich großartig vor. So fest und massig letztere waren, so freundlich sahen sie aus in ihrem Schmuck von Ecktürmen, Erkern und hohen Giebeln. Die Gebäude waren nach seiner Ansicht würdig zur Wohnung von Königen. Wahrhaft ergreifend wirkte auf ihn die Lorenzerkirche. Die beiden Türme schienen ihm in den Himmel langen zu wollen; die dazwischen befindliche Rose, ein prachtvolles rundes Fenster, und das Portal mit seinen Bildhauerarbeiten dünkten ihm das Schönste zu sein, was Menschenhand hervorgebracht habe. Welche Lieblichkeit entfaltete die Rose, als er in die Kirche trat; denn das bunte Glas zeigte erst innen seine schönen Farben.

Gleich Bäumen des Waldes streben die Pfeiler der Kirche in die Höhe, und wie Äste bilden sie oben ein Dach. Wie erstaunte er über Veit Stoß' prachtvolles Holzschnitzwerk: der englische Gruß und über Adam Krafts Sakramentshäuschen. Die Gestalten des Meisters und zwei seiner Gesellen tragen letzteres, einen bis zur Decke reichenden zierlichen Turm, der die Geschichte Christi vom Abendmahl bis zur Auferstehung in schönen Formen darstellt. Gewaltsam mußte er sich von den Herrlichkeiten losreißen; es war Zeit, Wallenstein zu erwarten.

Er stand nicht sehr lange am Frauenthorturme, als er den jungen Freiherrn kommen sah; er schmiegte sich erst in eine Ecke und folgte dann dem Reiter. Dieser verschwand in der Gastwirtschaft „Zum Lindenast"; aber bald begab er sich

wieder zu Professor Lituus. Der Famulus folgte ihm, bis Wallenstein im Hause eintrat. Er wartete lange, fast eine Stunde; der Gesuchte trat nicht wieder heraus; da mußte er also seine Zeit verbringen. Mit dem Ergebnisse seiner Forschungen eilte Wenzelaus in das Absteigequartier Wallensteins, um dort noch nähere Erkundigungen einzuziehen. Der Wirt teilte ihm mit, daß in dem Hause ein Gelehrter wohne, bei dem es nicht mit rechten Dingen zugehe. So sehe man ganze Nächte hindurch da oben Licht, und es wisse jedermann, daß dort der Höllenfürst ebenso unbehelligt ein- und ausgehe, als bei ihm die Gäste. Er habe den jungen Freiherrn schon oft insgeheim bedauert, daß er seine Seele so wenig vor dem Bösen wahre; aber er getraue sich nicht, dem stolzen Junker ein Wort darüber zu sagen.

Wenzeslaus wußte nun genug; hier mußte entschieden und rasch vorgegangen werden, wenn von Wallenstein das Allerschlimmste abgewendet werden sollte. Jeder Tag, jede Stunde war zum Abwarten zu kostbar. Unverzüglich schritt der Famulus der Sternwarte zu. Er läutete unten an der Glocke; eine alte Magd erschien und fragte nach seinem Begehren. Er antwortete, er müsse den Freiherrn von Wallenstein sprechen, der in dem Hause sei. Die Dienerin kehrte bald wieder zurück und bedeutete ihm, der Junker wolle ungestört bleiben. Gesenkten Hauptes schlich Wenzeslaus den Burgberg hinab und trat mit schwerem Herzen den Heimweg an. Vor dem Thore traf er ein Gefährte von Altdorf, das ihn wohlbehalten dahin zurückbrachte. Heldreich saß, als Wenzeslaus heimkam, noch vor seinen Büchern; der Famulus erzählte

ihm sofort, was er erlebt hatte. Beide beschlossen, sobald als möglich einen Boten an Wallensteins Oheim zu senden und diesem die Sachlage mitzuteilen.

Wallenstein war wie gewöhnlich erst gegen Morgen heimgekehrt, hatte aber dann nur kurze Rast gepflogen. Er rief Wenzeslaus und fragte mit zorniger Stimme, weshalb er ihm nachgeschlichen sei. Der Famulus erwiderte, er habe den Auftrag erhalten, mit Heldreich über ihn, den Junker, zu wachen, damit demselben nichts Übles widerfahre. Er bereue deshalb auch nicht, des Freiherrn Aufenthalt erkundet zu haben; er ersuche ihn aber inständigst, um der ewigen Seligkeit willen den Schwarzkünstler zu meiden.

„Hüte dich, daß du nochmals meine Wege kreuzest! Es könnte dir übel bekommen!" drohte Wallenstein und begab sich zu den Zechbrüdern im schwarzen Bären.

Als am Nachmittage Wallenstein wieder nach Nürnberg reiten wollte, riet ihm sein Präzeptor mit flehentlichen Worten davon ab. Aber es war vergeblich. Wenzeslaus bat ihn auf den Knieen, er möge dem Oheim den Schmerz ersparen, den geliebten Neffen auf dem Wege zur Hölle zu sehen. Wallenstein schwang sich auf sein Pferd; da fiel ihm der Famulus in die Zügel und erklärte, er lasse das Tier keinen Schritt vorwärts gehen. Der Freiherr zog drohend eine Pistole; Wenzeslaus blieb vor dem Pferde stehen. Wallenstein wollte mit dem Schafte der Waffe den Famulus auf die Hände schlagen, um denselben auf diese Weise zum Loslassen zu zwingen. Da bäumte sich das Pferd und riß Wenzeslaus in die Höhe; Wallenstein traf den Famulus

auf die Stirn, und dieser stürzte betäubt nieder, wobei dessen Kopf so heftig auf das Pflaster schlug, daß sich die Steine augenblicklich rot färbten. Bei dem Anblicke des Blutes überfiel ihn ein jäher Schrecken; nichtsdestoweniger gab er seinem Pferde die Sporen und jagte zum Thore hinaus. Aber den Gewissensbissen konnte er nicht entfliehen. Wenn der Famulus tödlich verwundet wäre! Wenn er den Namen der Wallensteine mit einem Morde befleckt hätte! Unauslöschliche Schande würde er auf das stolze Adelsgeschlecht bringen! Sein Gewissen würde ihn stets an seine Unthat mahnen! Wie ein giftiger Wurm würde ihm die blutige Erinnerung, solange er lebte, am Herzen nagen! Er gab seinem Rappen einen Schlag, daß sich das Tier hoch aufbäumte; hierauf sauste er wie der Sturmwind davon. Pfeilschnell flog er an mehreren Reitern vorüber. Dann ließ er das Pferd im Schritt gehen; er sagte sich, er habe den Famulus ja nicht absichtlich schwer verletzt und bei einem unglücklichen Zufalle könne sein Verschulden nicht so gar gar groß sein. Dieser Gedanke gereichte ihm zu einigem Troste und besänftigte die heftigsten Qualen, die in seiner Brust wüteten.

IV.

„Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts ins Karzer sperren:
's war just ein neugebautes Nest.
Der erste Bewohner sollt' es taufen."

(Schiller, Wallensteins Lager.)

Um dieselbe Zeit ritten drei Patrizier von Nürnberg nach Altdorf. Sie waren vom Rate beauftragt, die Neubauten an der Universität in Augenschein zu nehmen. Als Wallenstein ohne zu grüßen an denselben vorbeisprengte, begann unmutig der Landpfleger Paul Harsdörfer: „Der Studiosus Wallenstein ist ein mutwilliger heilloser Geselle!" „Der unsrer Universität nur zum Schaden gereicht", fügte Paul Koler hinzu. In der Nähe der Altdorfer Kirche erblickten sie eine Menschenmenge, Bürger und Studenten, wovon die ersteren Verwünschungen und Drohungen gegen den Freiherrn ausstießen. Die Ratsherren ritten herbei und sahen, wie Wenzeslaus von einem Arzte verbunden wurde, während Heldreich händeringend dabeistand. Sie erfuhren bald, was da vorgegangen war. Mit Entrüstung begaben sie sich sofort auf den Weg zur Universität, um mit dem Rektor über den Fall zu beraten; sie bogen in die nahe Kollegiumsgasse ein, welche dorthin führt.

Die Gebäude der Hochschule umschließen einen großen viereckigen Hof; in der Mitte desselben befindet sich ein schöner Brunnen, dessen Hauptzierde eine kleine aber treffliche Bildsäule der Göttin Athene ist. Das Hauptgebäude ist mit einem hohen Turme versehen; in den rechts und links vorstehenden Häusern sind Wohnungen der Professoren. Die

Ratsherren traten durch das Thorhaus, in dem der Pedell wohnte, in den Hof, stiegen in dem rechten Nebengebäude eine Treppe empor und klopften am Studierzimmer des Rektors Dr. Taurellus an. Es wurde ihnen mitgeteilt, der Rektor sei vorhin zu den Handwerksleuten drüben im Hauptgebäude gegangen, um etwas nachzusehen; man wolle ihn aber rufen lassen. Die Herren zogen vor, sich selbst sogleich dorthin zu begeben. Sie stiegen zum Dachboden hinauf. In diesem wurden zwölf Zimmer für arme Studierende eingerichtet, welchen eine milde Stiftung die Mittel zu ihrer Ausbildung gewährte. Unter dem Dachstuhle befand sich auch der neue Studentenkarzer, der noch seines ersten Bewohners wartete. Nach diesem wurde gewöhnlich das Gefängnis genannt, so daß es gerade keine sonderliche Ehre war, auf diese Weise verewigt zu werden. Dr. Taurellus war auch oben bei den Arbeitern nimmer; die Ratsherren fanden ihn später bei einer Sitzung des Universitätssenats, die er leitete. Sie brachten da das Benehmen Wallensteins zur Sprache, das von allen Professoren mißbilligt wurde. Zugleich wurde beschlossen, daß der Vorgang bei der Verwundung des Famulus einer Untersuchung unterstellt werde, nach deren Abschluß mit Strafen gegen den übermütigen Freiherren vorzugehen sei. Die Ratsherrn behielten sich noch vor, beim Rate der Stadt Nürnberg die Ausweisung Wallensteins aus Altdorf zu beantragen; dann sprach Paul Harsdörfer noch davon, daß der Professor der Astronomie Dr. Lituus durch seine lange Abwesenheit von der Universität Anlaß zu üblen Nachreden über dieselbe gebe und daß man ihn in Verdacht habe, er beschäftige sich noch mit

andern Dingen als mit seiner Wissenschaft. Der Rektor erwiderte, daß Dr. Titus einen rechtmäßigen Urlaub habe, der indes bald abgelaufen sei, und daß das gemeine Volk manches Seltsame über solche Dinge rede, die es nicht verstehe. Damit glaubte er, die Interessen der Universität bestens vertreten zu haben.

Die Ratsherren hielten es für gut, sich nicht länger in Altdorf aufzuhalten, um Nürnberg noch vor sinkender Nacht zu erreichen. Nach der Sitzung begab sich Dr. Taurellus selbst in die Wohnung Wallensteins, um sich als Professor der Arzneiwissenschaft nach dem mißhandelten Famulus umzusehen. Die Verwundung war nicht so gefährlich, als es schien; doch erregte das gewaltthätige Benehmen Wallensteins immerhin den lebhaften Unwillen des Rektors. Dr. Taurellus berief auf den nächsten Tag den Senat wieder zusammen, um über Wallenstein zu beraten; dann schrieb er an Dr. Titus, dieser möge baldmöglichst von Nürnberg zurückkehren, um für sich und für die Universität Unannehmlichkeiten zu vermeiden.

Als der Freiherr heimkam, wußte er bereits, daß die Verwundung des Famulus keine so bedeutende war. Doch lag dieser im Bett, und Heldreich wachte bei ihm. Der Präzeptor richtete eine lange und ernste Ermahnung an seinen Zögling; aber, obwohl sie demselben beim Anblicke des Verwundeten zu Herzen ging, ließ er doch, während Heldreich sprach, seinen schwarzen Pudel, der immer um ihn war, die possierlichsten Sprünge machen. Bald darauf erschien der Universitätspedell und brachte ihm eine Vorladung zur Senatssitzung.

Wallenstein öffnete das Schreiben mit seinem Degen und heftete es an die Stubenthür. Nachdem er es gelesen, ließ er dem Rektor „mit gebührendem Respekt" vermelden: „Die hochweisen Herren sollten sich seinetwegen nicht bemühen; er werde doch nicht zur Sitzung kommen." Kurz darauf kam der Pedell wieder und sagte ihm auf Befehl des Rektors: „Wenn er sich nicht dem Universitätsgerichte unterwerfe, so habe er sich die Folgen selbst zuzuschreiben; denn er werde dann vor das gemeine Gericht gestellt, was ihm zu großem Schaden gereichen könne." Darüber ward er so betroffen, daß er zu kommen versprach. Hierauf legte er sich aufs Ruhebett und schlief bis nachmittag. Zur bestimmten Zeit begab er sich vor den Senat, der ihm eine ernstliche Verwarnung erteilte und ihm drei Tage Karzer diktierte. Zugleich wurde dem Famulus für die zugefügte Unbill eine bedeutende Entschädigung zugesprochen, deren Auszahlung Wallenstein mit Handschlag geloben mußte. Ferner wurde ihm bedeutet, daß der Rat der Stadt Nürnberg sich noch weitere Schritte gegen ihn vorbehalte. Dies stimmte den Junker doch ernst. Er ritt heute ziemlich langsam und unter lauten Selbstgesprächen der Stadt Nürnberg zu.

Bei den Studenten wurde Wallensteins Strafe bald bekannt; sie mußte für ihn um so unangenehmer sein, da er der erste Bewohner des neuen Karzers sein sollte, und was davon abhing, war allen offenbar. Auch daran mochte Wallenstein denken, als er dem Burgberge zuschritt; denn seine Miene war keineswegs eine so freudige als sonst. Dr. Lituus ging mit wehmütigem Gesichte auf seinen Schüler zu und rief:



In der Turmstube des Astronomen.

„O junger Freund, sagte ich gestern Euch nicht, daß unsre Sterne ungünstig stehen!"

„So hättet auch Ihr Übles zu vermelden!"

„Es wird heute die letzte Nacht sein, die wir da oben zubringen. Nehmt und lest selbst!" Dabei reichte der Professor dem Freiherrn das Schreiben, welches ihn nach Altdorf zurückrief. Nachdem Wallenstein dasselbe gelesen, sagte er tonlos: „So widerfährt mir auch das noch!"

„Was ist Euch begegnet?" fragte der Astronom.

Wallenstein berichtete die Vorgänge betreffs des Famulus und schloß mit den Worten: „Und dies wegen des Sohnes eines unsrer Knechte!"

„Hütet Euch", entgegnete Dr. Lituus, „vor Gewaltthätigkeit und Auflehnung! Sie sind die ungünstigen Sterne, welche an Eurem Lebenshimmel stehen. Schätzt keinen Menschen gering; auch der Stern Eures Dieners glänzt da oben. Sucht Euer Unrecht gut zu machen und bittet den Rat um Nachsicht wegen Eures Ungestüms!"

Diese Worte machten größeren Eindruck auf den Jüngling, als die langen Reden Heldreichs. Er sah ein, daß er sich gegen Wenzeslaus arg vergangen habe, und antwortete: „Ihr habt recht; schon die Klugheit gebietet es, andre für nicht ganz unbedeutend zu halten."

„Aber noch mehr fordert es die Menschenliebe, fordern es die Gebote Gottes, daß wir auch gegen Geringe und Schwache uns gütig und hilfreich erweisen. Vergeßt meine Worte nicht, Junker, wenn Ihr einmal die wichtige Stellung einnehmt, die Euch die Sterne verkünden!"

Gütig und hilfreich! Diese Worte waren bis jetzt seinem Herzen fern. Gewalt und Selbstsucht standen an deren Stelle.

„Gütig und. hilfreich!" murmelte Wallenstein mehrmals vor sich hin.

„Wenn ich mir einen Wahlspruch aussuchen sollte, müßten es diese Worte sein", sagte Dr. Lituus, „und auch Eurem Wappen müßten sie zur Ehre gereichen." Hierauf wendete er sich zum Fenster und betrachtete aufmerksam den Himmel.

„Die Gestirne glänzen heute wie silberne Nägel, die ins Himmelsgewölbe geschlagen sind." Damit richtete der Professor die Instrumente zur Erforschung des Himmels.

Viele Stunden saßen sie da oben mit Beobachtungen und Berechnungen beschäftigt. Nachdem sie lange astronomische Studien gemacht hatten, begann Wallenstein:

„Und nun stellt mir, teurer Lehrer, zum letztenmal das Horoskop und erforscht, was mir die Sterne beschieden haben. Dies will ich als Zehrung auf meinen Lebensweg von Euch mitnehmen."

„Seht, wie Euer Stern zu leuchten beginnt, wenn er über die alte Veste*) zu stehen kommt. Von dort aus erbleicht er rasch. Solltet ihr später jemals in unsre Gegend kommen, dort wird Euch Wichtiges bevorstehen, das Euch zum höchsten Ruhme gereicht. Aber bald wird es anders werden! Hütet Euch vor Gewaltthätigkeit und Auflehnung!

---

*) Eine Burgruine bei Fürth, die von Nürnberg aus sichtbar ist.

Hütet Euch!" Mit feierlichem, fast prophetischem Tone sprach der Professor die letzten Worte. Wallensteins Blick war dorthin gerichtet, wo sein Stern sich dem Niedergange zuneigte. Der Himmel begann sich im Osten zu färben; ein Wind erhob sich und jagte blutrote Wolken über die alte Veste; Wallensteins Stern schien in Blut zu schwimmen, bis er versank.

Tief erschüttert folgte der Freiherr dem Schauspiele; dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen.

„Faßt Euch", rief der Professor, „unsre Kunst ist trügerisch. Wer weiß, ob uns Gott nicht mit Blendwerk straft, weil wir seinen heiligen Willen erforschen wollen! Hört, junger Freund, ich werde von nun an der Astrologie entsagen! Mich dünkt unser Thun frevelhaft und gottlos."

„Nein, nein!" entgegnete Wallenstein, „die Sterne lügen nie. Auf sie will ich bauen, solang ich lebe! Und nun lebt wohl, wir werden uns hier nie wiedersehen!" Damit drückte er dem Professor die Hand und schritt langsam und nachdenklich die Treppe hinab.

V.

Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag."
(Schiller, Wallensteins Lager.)

Am andern Tage herrschte in Altdorf eine lebhafte Bewegung unter den Studenten. Vormittags, Punkt 9 Uhr, sollte Wallenstein seinen Arrest im neuerbauten Karzer unter

dem Dache antreten. Die Studierenden waren anfangs willens gewesen, einen Auflauf ins Werk zu setzen, um dadurch gegen die Einsperrung zu protestieren. Aber der Rektor ließ eine Bekanntmachung am schwarzen Brette anschlagen, in welcher er jeden Unruhestifter mit der Wegweisung von der Universität bedrohte. Wallenstein riet selbst von neuen Tumulten ab, da die Worte des Dr. Lituus zu sehr in seinem Herzen nachhallten. Freilich grämte es ihn, daß er, ein Edelmann, seinen Namen zur Einweihung des Karzers hergeben mußte. Lange sann er, ob es nicht auf eine kluge Weise abzuwenden wäre, daß er als erster den Karzer betrete. Endlich erhellte sich sein trübes Gesicht; er pfiff seinem Hunde und schickte sich zum Gehen an. Wie er zum Hause hinaustrat, klang ihm eine böhmische Musik entgegen, und Hunderte von Studenten stimmten ein Marschlied an. Sie wollten ihrem Anführer den schweren Gang möglichst erleichtern. Die Musikanten mit ihren gellenden verstimmten Instrumenten schritten nun voraus. Dann folgte eine Anzahl von Studiosen, welche mit allerlei Gerät beladen waren. Der eine trug eine Stütze mit braunem Biere; der andre hatte eine Laute, der dritte einige dickleibige Folianten, der vierte einen Kranz zur Schmückung des Karzers. Einer führte den großen schwarzen Pudel; dem folgte Wallenstein, der von zwei Kommilitonen geleitet wurde, und nun ordneten sich die andern zu einem langen Zuge. Die Musik und der Gesang hallten durch ganz Altdorf. Die Bürger traten aus den Häusern; die Frauen öffneten die Fenster; manches neugierige Mägdlein schaute heimlich dem Zuge nach. So ging es am

Rathause vorüber in die Kollegiumsgasse und in den Hof der Universitätsgebäude. Es schlug eben neun Uhr. Der Pedell kam mit einem großen Schlüsselbunde und lud freundlich grinsend Wallenstein ein, ihm zu folgen.

„Macht vorwärts und schneidet keine Grimassen; es könnte Euch übel bekommen!" rief er dem Pedell zu. Dieser wagte kein Wort zu entgegnen; aber er rasselte mit seinen Schlüsseln, als wollte er damit seine Freude andeuten. Der Pedell schritt voraus; Wallenstein und die näheren Freunde folgten; die Studentenschar sang und schrie unterdessen, daß die Professoren erschreckt ihre Köpfe zu den Fenstern hinausstreckten. Nun hatten jene die drei Treppen erstiegen. Der Pedell sperrte auf und trat mit einer höhnischen Verbeugung zur Seite. Wallenstein warf ihm einen finsteren Blick zu, ergriff dann seinen Hund und schrie: „Ihr habt Euch umsonst gefreut! Dies Loch soll nicht meinen Namen tragen, sondern das Hundeloch soll es heißen, solange es besteht!" Damit jagte er das Tier in den Karzer. Lautes Jauchzen ertönte: „Ja, das Hundeloch soll es heißen, das Hundeloch!" Wallenstein schritt nun stolz in den Karzer, gefolgt von den Studenten, die ihm allerlei zuschleppten, um ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Das Vorgefallene wurde im Hofe rasch bekannt und mit stürmischem Beifalle begrüßt.

Trotz alledem war dem jungen Freiherrn sehr übel zu Mute. Die Einsamkeit reizte ihn zum Nachdenken über sein bisheriges Leben, und als Ergebnis hievon fand er viele thörichte Streiche, aber wenig nützliche Thätigkeit. Nur die

Bekanntschaft mit Dr. Lituus gereichte ihm zu einigem Troste; aber die astrologischen Studien hatten nun ihr Ende erreicht. An der Rechtswissenschaft hatte er keinen Geschmack gefunden, da er den Degen und die Pistole lieber handhabte als die Feder und den Stift. Was sollte er nun in Altdorf beginnen? Zudem war ihm der Aufenthalt durch die Unannehmlichkeiten der letzten Tage verleidet. Er dachte an Wenzeslaus; der Wurm bitterer Reue nagte in der Stille und Einsamkeit an seinem Herzen. Wie er so dasaß und grübelte, rasselte der Schlüsselbund des Pedells; es ging die Thür auf, und Heldreich trat herein. Er hatte ein Schriftstück in der Hand; es war von Wallensteins Oheim ein Brief, den er dem jungen Freiherrn einhändigte. Dieser löste rasch das Wachs und überlas begierig das Geschriebene; es war wenig Erfreuliches für ihn. Der Oheim teilte ihm mit, er habe seine schlechte Aufführung in Altdorf mit Betrübnis erfahren. Wallenstein mache dadurch seiner hochangesehenen Verwandtschaft wenig Ehre. Er, der Oheim, hoffe, daß er von nun an bessere Nachrichten erhalte; er werde sich an den Rektor der Universität um Auskunft wenden; wenn sein Neffe nicht ein geregeltes thätiges Leben führe, so werde er seine Hand gänzlich von ihm abziehen. Dies könne schon bei der geringsten Klage, die bei ihm einlaufe, geschehen.

Wallenstein ließ vor Schreck den Brief fallen. Eine solche Sprache hatte er von seinem Oheim noch nie gehört. Wenn dieser seine Drohung ausführen würde, so stände er vollkommen mittellos da, und dies lag nicht in so gar weiter Ferne, wenn der Rat der Stadt Nürnberg seine Aus-

weisung beschließen würde. Dem mußte also vorgebeugt werden. Er forderte von Heldreich Papier und Tinte, was dieser besorgte. Dann schrieb er an seinen Oheim einen langen Brief. In diesem gestand er, daß er allerdings manchen thörichten Streich ausgeführt habe; aber die Ursache davon sei die, daß er zu dem ihm aufgedrungenen Studium der Rechtswissenschaft keine Neigung habe. Das beste sei, er verlasse Altdorf, wo es ihm gar nicht mehr behage; dann werde er keinen Anlaß zu Klagen mehr geben. Den Brief gab er Heldreich zur Beförderung; diesen bat er außerdem, er möge bei dem Rektor Fürbitte für ihn einlegen, damit ihm von den Nürnberger Herren kein Schaden erwachse. Dr. Taurellus teilte dem Präzeptor bald darauf ein soeben angekommenes Schreiben des Rates mit, nach welchem Wallenstein Altdorf verlassen solle.

Dies war ein harter Schlag für den Junker. Er, ein Freiherr, war ausgewiesen worden! Wenn dies sein Oheim erführe! Der ihm angethane Schimpf fiel auf seine ganze Verwandtschaft. Völlig niedergebeugt schrieb er an den Rat zu Nürnberg; er bat mit bewegten Worten, man möge die Ausweisung aufheben, umsomehr, da er verspreche, „den Herren nicht lang verdrießlich zu sein."

Um seine Bitte wirksamer zu machen, ließ er das Schreiben dem Rate durch zwei seiner Freunde überbringen, die denselben günstig für ihn stimmen sollten. Seinen Präzeptor sandte er nochmals an den Rektor, der auf Heldreichs dringliches Flehen versprach, sich beim Rate für Wallenstein verwenden zu wollen.

Die drei Tage Karzer wurden dem jungen Freiherrn gar lang; aber die folgenden Tage dünkten ihm noch länger, da er sehnsüchtig Nachrichten von Nürnberg und von seinem Oheim erwartete. Gegen Heldreich zeigte er sich nun gefügiger. Wenzeslaus konnte bald wieder das Bett verlassen; auch gegen den war Wallenstein freundlicher; er schien ihm das Nachschleichen verziehen zu haben. Dr. Lituus war jetzt in Altdorf; aber der Astrologie hatte er völlig entsagt.

Nach 14 Tagen, anfangs Februar, wurde Wallenstein vor den Rektor geladen, und dieser eröffnete ihm einen neuen Beschluß des Rats zu Nürnberg: mit Ausweisung wolle man ihn nicht strafen, man stelle es seinem freien Willen anheim, wenn er die Stadt verlassen wolle. Dagegen erwarte man von ihm, daß er sich während seines weiteren Aufenthaltes still, eingezogen und standesgemäß verhalte. Letzteres gelobte Wallenstein. Bald kam nun auch ein Schreiben von seinem Oheim. Der war erfreut, daß sein Neffe Besserung gelobe. Er willige auch in dessen Abreise ein. Wenn er durchaus keine Neigung zum Studium der Rechtswissenschaft habe, so möge er sich immerhin später dem Kriegsdienste widmen. Bis dorthin sei es gut, wenn er seinen Geist durch Reisen bilde. Dies war für Wallenstein eine willkommene Nachricht. Er setzte es bei seinem Oheim durch, daß Heldreich und Wenzeslaus ihre Studien in Altdorf vollenden durften. Auch versprach er ihnen, wenn er später eine hohe Stellung einnehme, wolle er ihnen zu gutem Unterkommen verhelfen. Anfangs April begab sich Wallenstein wieder nach

Böhmen. Von dort aus machte er große Reisen nach Frankreich, den Niederlanden, dann durch Deutschland. In Italien verblieb er längere Zeit in Padua, wo er an der Universität eifrig Astrologie studierte. Aber der Fröhlichkeit und dem Übermute, die der Altdorfer Student gezeigt, hatte er entsagt; ein düsteres, verschlossenes Wesen hatte sich seiner bemächtigt.

Nach zweiunddreißig Jahren kam Wallenstein an der Spitze eines großen Heeres wieder in die Nürnberger Gegend. Bei der oben erwähnten alten Veste erwarb sich der Feldherr großen Kriegsruhm; aber zwei Jahre später fand er seinen Untergang. Durch Gewaltthätigkeit und Auflehnung gegen seinen kaiserlichen Herrn hatte er sich ein trauriges Ende bereitet.



Aus der Schule in den Krieg.

„Dies ist das Schulhaus, lieber Herr! Sie können jetzt nimmer irre gehen." Dabei deutete die alte Frau nach einer niederen, schindelgedeckten Hütte hin, welche am Ende des Dorfes stand.

„Nicht möglich, Mütterchen! Das und ein Schulhaus!" entgegnete der Jüngling.

„Wie ich es Ihnen sagte, so ist es. Gehen Sie nur hinein, so werden Sie den alten Velten in der Schule finden — wenn er nicht wieder krank auf dem Dachboden liegt. Ach Gott, es ist nichts mehr mit der Schule! Die Schlingel werden immer schlimmer, wenn sie nicht täglich die Rute kriegen. Vorgestern nacht haben die bösen Buben alle Fenster im Dorfe heimgesucht — am Morgen darauf schwammen

die Läden wie Fische im Dorfteiche. Den heiligen Florian an unserm Brunnen strichen sie mit feuerroter Farbe an. Alles Streiche von den losen Buben! Die Rute, die Rute!" Mit einem „Behüt Gott!" schlich die Alte langsam weiter, während ihr der Jüngling Dank für die Auskunft sagte. Ehe er in das Schulhaus eintrat, betrachtete er nochmals kopfschüttelnd das niedrige Gebäude. Es war wohl das elendeste im ganzen Dorfe. Die Fensterläden hingen schief; die meisten Scheiben waren mit Papier verklebt. Von Tünche an den Wänden keine Spur mehr.

„Also das soll die Stätte deiner Wirksamkeit sein!" rief der Jüngling. Dabei entfuhr ein Seufzer seinem gepreßten Herzen.

Johann Helm war Hauslehrer im gräflichen Schlosse gewesen, das in der Nähe des Dorfes lag. Eigentlich war er Predigtamtskandidat. Es war am Anfange unsres Jahrhunderts gewöhnlich so, daß stellenlose Kandidaten bei begüterten Adelsfamilien einen Hofmeister machten. So war Johann Helm der Erzieher der drei jungen Grafen La Rosée geworden. Leider konnte er nur einige Monate dies Amt bekleiden. Vor wenigen Tagen kam auf das Schloß ein Eilbote vom Hofe des Königs Hieronymus von Westfalen, welch letzterer vor sechs Jahren, im Jahre 1807, von Napoleon einen Teil der eroberten deutschen Länder als Königreich erhalten hatte. Der Bote mußte schlimme Botschaft gebracht haben; denn die ganze gräfliche Familie reiste in fluchtähnlicher Weise ab. Das Schloß mit den dazu gehörenden Besitzungen war ein Geschenk des Königs Hieronymus an

den Grafen La Rosée, der mit ihm aus Frankreich nach Deutschland gekommen war. Bei der Abreise versprach der Graf dem Hofmeister, er wolle demselben, um ihn vor der größten Not zu schützen, die Schulstelle im Dorfe geben, da der alte Velten ohnehin fast stets krank sei. So stand nun Johann Helm vor dem Schulhause, das ihn aufnehmen sollte. Ein Geschrei und Gelächter drang ihm entgegen, als er eintrat. Durch den ungepflasterten Hausflur gelangte er in die Schulstube. Ein Blick genügte, um die Ursache des Lärmens zu erfahren. Auf einem hölzernen Esel mit riesigen langen Ohren saß rücklings ein Schüler. Die Schulkinder standen um ihren reitenden Genossen herum und verspotteten denselben nach Herzenslust. Der alte Velten thronte auf seinem Dreifuß und hämmerte lustig auf einen Stiefel los, den er eben in Bearbeitung hatte. Nach mehrtägigem Krankenlager war er heute wieder aufgestanden; da er in der Schule das Handwerk des Schuhflickers betrieb, so war natürlich seine erste Thätigkeit, die inzwischen eingelaufenen hilfsbedürftigen Stiefel auszubessern. Die Schule kam ihm erst in zweiter Linie. Als er den Jüngling eintreten sah, da warf er den Stiefel, den er eben in der Hand hielt, unter den Haufen der johlenden Schüler. Dann faßte er den Knieriemen und hieb auf die Kinder los. Dadurch entstand ein Rennen und Drängen; einige kleinere Schüler stürzten, andre fielen über diese. Auf die Obenliegenden sauste der Knieriemen, daß es klatschte. Am sichersten war der auf dem Esel, der ob des ungewöhnlichen Anblickes in lautes Lachen ausbrach. Nun wendete sich der Zorn Veltens gegen den



„Dies ist das Schulhaus, lieber Herr!“

Eselreiter; dieser wollte vom Vierfüßler herab entfliehen. Aber, o weh! er fiel zur Erde und hielt das hölzerne Eselsohr in der Hand. Allgemeines Staunen und Entsetzen! Nun fing Velten an zu klagen und zu jammern: er armer kranker Mensch müsse sich über die Rangen noch zu tod ärgern; seinem Esel habe man sogar ein Ohr abgebrochen. Keinen Tag halte er mehr Schule. Schließlich sank er erschöpft auf seinen Schusterstuhl. Nun ward es still; nur Veltens Hühner, welche in der Stube herumspazierten, lärmten mit einem quiekenden Spanferkelchen um die Wette. Da trat der Jüngling hervor, gab aber nur seinen Namen und seine bisherige Thätigkeit an und tröstete den Alten. Den Jungen hielt er eine eindringliche Strafpredigt, wobei dieselben beschämt die Köpfe hängen ließen. Helm erbot sich, den Vormittagsunterricht zn Ende zu führen, was Velten gerne annahm. Er betete mit den Schülern als Anfang das Vaterunser. Freilich leierten diese das Gebet ohne Verständnis und richtige Betonung her; aber sie konnten es doch wenigstens. Der neue Lehrer erklärte den Schülern einstweilen den Sinn der Worte; ein tieferes Eindringen wollte er auf später versparen. Dann sollten die Kleinen lesen, die größeren Kinder unterdes etwas vom Buche abschreiben. Zu seinem Schrecken fand er, daß erstere noch nichts, von letzteren nur wenige und sehr unbeholfen lesen konnten. Nach einer ganz veralteten Lehrweise lasen sie die Überschrift einer Erzählung: „Knabe und Bach" so: Ka en = Kn, Ka en a = Kna, Ka en a be = Knab, Ka en a be e = Knabe u. s. w. Wie Helm den Schülern

sagte, beim Lesen heiße K vorerst K, und nicht Ka, n nicht en sondern n, da wurde Velten ungeduldig und sagte, er glaube nicht, daß die Eltern zugeben würden, daß ihre Kinder ein neues Abc lernten. Er selbst habe das Lesen mit dem alten Abc gelernt und gelte in seinem Dorfe für einen tüchtigen Lehrer, so solle es auch bleiben. Er wolle ihm gleich zeigen, was die Schüler bei ihm alles einstudiert hätten. Dabei legte er Knieriemen und Pechdraht beiseite und fing an:

„Wer kann dieses Abc —" Die ganze Schule plärrte:

„Wer kann dieses Abc,
Dem thut die höllisch' Pein nicht weh!"

Eine Reihe solcher Sprüchlein plapperte die Schuljugend her, wobei ein triumphierendes Lächeln Veltens Züge umspielte. Er glaubte, Wunder wie gelehrt seine Schüler seien. Das Hersagen solcher unsinniger Sätzchen war allerdings das einzige, was die Kinder gelernt hatten. Nur die wenigsten konnten notdürftig lesen, schreiben und etwas rechnen. Woher sollten sie es auch gelernt haben? Veltens Wissenschaft ging ja auch nicht weiter. Er war eben ein Schuhflicker, der zur Verbesserung seines Nahrungsstandes Schule hielt.

Zu jener Zeit waren in den Volksschulen nur selten wirkliche Lehrer zu finden, wohl aber Hirten, Handwerker, abgedankte Soldaten. Wie die Schulhalter, so waren auch die Schulen. Das Schulzimmer glich eher einem Stalle als einem Aufenthaltsorte für Menschen. Es war zugleich Wohnstube, Werkstätte und Tummelplatz für Hühner, Gänse und sonstiges Kleinvieh. Als Helm wegen des abscheulichen

Geruches in der Stube ein Fenster öffnete, war Velten über das Ungewöhnliche einer solchen Maßregel sehr erstaunt; Reinlichkeit, frische Luft galten als Luxus. Angesichts solcher Verhältnisse wurde dem Jüngling das Herz immer schwerer Da flog plötzlich die Thür auf. Ohne Anklopfen, ohne Gruß trat die Köchin des Pfarrers herein und forderte Velten auf, sogleich zu ihrem hochwürdigen Herrn zu kommen, der ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Velten wurde bleich vor Schrecken, ging aber ohne Zögern in den Pfarrhof. Unterdes überzeugte sich Helm von neuem von der Unwissenheit der Schüler, die einerseits in der Unfähigkeit des alten Velten, anderseits in der Beschränktheit der Eltern ihren Grund hatte. Es mangelte eben überall das Wohlwollen und Verständnis für die Volksschule. Reiche Leute hielten sich für ihre Kinder einen Hofmeister; den armen Bauern lag die Sorge für das Kalb näher als die für das Kind. Diese Gedanken durchzuckten Helm, als plötzlich Trompetenschall ertönte. Wie flogen da die Köpfe der Kinder in die Höhe! Wie spitzten sie die Ohren! Schon wollten die Schüler alle an die Fenster rennen; aber ein Blick des Lehrers bannte sie an ihren Platz. Da klopfte es an die Thür. Auf das „Herein" betrat ein einfach gekleideter Mann von ernstem und doch gewinnendem Aussehen das Zimmer, schritt auf Helm zu und fragte: „Ich begrüße in Ihnen wahrscheinlich einen jungen Amtsgenossen, den Nachfolger Veltens?"

„Noch bin ich es nicht", entgegnete der Angesprochene, „und werde es auch kaum werden. Die Schulstelle hier

war mir vom Herrn Grafen versprochen; aber ich glaube nicht, daß ich hier eine gesegnete Wirksamkeit entfalten kann."

„Ja, die Herzen sind in unserem Lande ein gar steiniger Boden für die Aussaat von Bildung. Aber die Trompetenstöße, die soeben erklangen, haben für die Schule den Anbruch einer neuen und besseren Zeit verkündigt, welcher ich als Schüler des großen Schweizer Pädagogen Pestalozzi bereits angehöre."

„Eine bessere Zeit? Wie soll ich das verstehen?"

„König Hieronymus ist geflohen. Preußische Husaren verkündigen den Aufruf ihres Königs, welcher alle wehrfähigen Männer zum Befreiungskampfe gegen Napoleon wirbt."

„Das ist ein gewaltiges, ja ein herrliches Unternehmen! Und Sie glauben, daß mit der Befreiung Deutschlands wirklich für die Schule eine neue und bessere Zeit anbricht?"

„Ja, die Freiheit des Vaterlandes wird auch die Freiheit des Geistes bringen!"

„Dann werde ich der erste sein, der die Waffen ergreift. Ihr Kinder, eilt nach Hause und verkündet, Deutschland wird wieder einig und frei werden, einig im Kampfe gegen den Feind, frei vom Zwange der Fremdherrschaft! Ihr werdet die Früchte ernten, welche im Lichte der Freiheit zeitigen werden!"

Die Kinder verließen die Schule; da trat der alte Velten wieder in die Stube.

„Abgesetzt bin ich", polterte er, „und Sie, junger Herr, sind schuld daran!"

„Beruhigen Sie sich", entgegnete Helm, „jetzt ziehe ich in den Krieg. Meinethalben soll Ihnen nichts genommen werden." Sich zu dem andern wendend, fügte er hinzu: „Wenn aber das Vaterland von den Feinden befreit ist, dann werden wir, geehrter Herr Amtsgenosse, gemeinsam wirken und streben für das schöne Werk der Bildung der Jugend."

Damit drückte er dem Lehrer des Nachbardorfes die Hand und eilte zu den Fahnen des Königs von Preußen.

Ende.